

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Papstlicher Krieg . . . . .	309
Sei ein Mann! Von Villiers de l'Isle-Adam . . . . .	321
Ein Kegenroman. Von Frieda Frellin von Bäfow . . . . .	326
Sakralbaukunst. Von Karl Schffler . . . . .	328
Das liebe Geld. Von Leben . . . . .	341
Erbsengeret . . . . .	344

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
Wilhelmstraße 3 a.

1907.

# Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 7915 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Olro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

## Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

ist das  allein echte Karlsbader Salz. 

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

## Schriftsteller!

Bekannter Verlag überm. Htt. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205, an Haasen-stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

## Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,

Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,

Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,

Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75

3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert

vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachh.

I. G. Heintzen, Westertede (Oldb.).

Wein-Import und Versandhaus.

Berlin

HOTEL.

# DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Festsäle Kaiserhof

Grosse Halle Kaiserhof (4 1/2—6 Five ó clock. Konzert).

## Gebr. Stark, Pforzheim Bez 60. Langjährige Lieferanten hunderter fürstlicher u. adeliger Häuser, empfehlen ihre allerletzten

Neuheiten in Bestecken, Gold- und Silberwaren zu billigsten Preisen.

— Versand gegen baar oder Nachnahme.



16.0007. Schirmzweifel.  
Tula-Silber 800/000 M. 18.80



11479.

Gravattennadel.  
Gold 55.000.

4 Rubin M. 19.80.



11351. Automobilbreche,  
Lampen m. 2 Diamanten  
14kar. Gold M. 27.



10173. Ring mit Goldplatte zum Gravieren  
14kar. Gold M. 20.80 8kar. Gold M. 11.20.



1.0300. Hochmederes Besteck, Silber 800/000  
Löffel od. Gabel M. 100.-, Messer M. 99.- p. Dtz.

Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alle Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung. Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis und franko. Ansichtsendungen zu Diensten



Berlin, den 2. März 1907.

## Pazifischer Krieg.

Am sechsten September 1905, als in Portsmouth (New Hampshire) der Friedensvertrag unterzeichnet war, erhielt Herr Theodor Roosevelt aus London und aus Berlin Glückwunschsdepeschen. König Eduard gratulirte ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben.“ In der Depesche des Deutschen Kaisers war schon ein „großer Erfolg, der Ihnen unermüdlischen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken.“ Damals sagte ich: „Nur Theodors unermüdlische Anstrengungen haben den Erfolg bewirkt und die ganze Menschheit muß sich, Christen, Islam, Buddhisten und Heiden, dankbar vor dem Gnadenbilde des Wohlthäters vereinen; und wird Dies auch thun.“ Was hatte Herr Roosevelt nun eigentlich geleistet? Die Einladungen verschickt, das Lokal hergegeben, die Schmoller eifernd zur Versöhnlichkeit gemahnt. Sehr nett. Doch dafür Dank von der ganzen Menschheit? Nicht einmal sehr klug. Wenn die Russen auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten gehört hätten, wäre ihnen auf Sachalin kein Halmchen geblieben. Und die Japaner klagen jetzt, der Dankpräsident habe sie unzärtlich ins Loch gedrängt. War nicht sehr klug. Auf Japans Weg könnten die Philippinen die erste Etape sein; und Uncle Sam hätte allen Grund, in Tokio keinen Großaufkommen zu lassen. Ein peacemaker muß genau wissen, auf's Haar, was er den streitenden Parteien zumuthen darf. Roosevelt hat geirrt. Auf Rußland konnte er nicht wirken. Wenn die Selben seinem Rath williger lauschten, thaten sie's, weil er eine große Gruppe ihrer Gläubiger vertrat. Wer mit der Hand auf dem

Beutel aber Milde, Schonung, Barmherzigkeit predigt, läßt im Gedächtniß des Schuldners eine schmerzende Furche.“ Der Pazifikator hatte an den Pazifischen Ozean gedacht und sich gesagt, Japan dürfe nicht allzu mächtig werden, dürfe namentlich von den Russen kein Geld bekommen: sonst könne es die Vereinigten Staaten bedrohen, ehe sie zur Abwehr gerüstet seien. Die Rechnung war richtig. Wars aber auch weise, sie den gelben Mann lesen (oder doch ahnen) zu lassen? Mußte das Land, das die Ausnützung des Sieges hinderte, im Shintoistenreich nicht gefährlichen Haß erwerben? Den Amerikanern, die sich im Boxerkrieg früh aus der Front entfernt und sich nachher klüglich vor Landpachtungen in China gehütet hatten, konnte die ostasiatische Ernte nun doch verhaseln. Herr Roosevelt (den der erfahrene Staatssekretär gewarnt haben mag) sah die Wetterwolke und suchte die Schauer körnigen Eises von den Häuptern seiner Schaar abzulenken. Er schrieb an den Deutschen Kaiser (den er, mit einer am ersten Beamten der großen Republik auffälligen Unkenntniß staatsrechtlicher Verhältnisse, Emperor of Germany nannte): „In jedem Stadium haben Sie an dem Bemühen mitgewirkt, im Fernen Osten Frieden zu stiften. Daß ich gemeinsam mit Ihnen diesem Ziel zustreben durfte, war mir eine besondere Freude.“ Avis au lecteur: Nicht Amerika nur, sondern auch Deutschland ist den Japanern für den Friedensschluß verantwortlich. Das war der Anfang. Bald sicherte die Behauptung durch, Wilhelm habe die Konferenz vorgeschlagen und einen amerikanischen Küstenplatz für das Rendezvous empfohlen. Da Herr Roosevelt uns in Asien Gefälligkeiten erwiesen hatte, mußten wirs wohl hinnehmen. Doch der Kaiser that mehr. Als er amerikanische Abgeordnete empfing, sagte er zu ihnen, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm. Sagte außerdem, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbänden. Sagte es zu fremden Parlamentariern, die er zum ersten Mal sah und die jedes Wort natürlich brühwarm in die Zeitung brachten. Hatte die Hoffnung, solche Botschaft zu hören, sie übers Meer geführt? Theddy konnte lächeln. Als aus Tokio die Kunde gekommen war, das Volk mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hatte er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt: und der Kaiser that ihm wirklich nun den Gefallen, sich selbst zur frühesten Förderung des Planes zu bekennen. Auch in Buckingham Palace schmunzelte Ciner. „Allerliebste, daß gerade die beiden

„Was können wir nicht nehmen? Amerika wird uns die Ehre vergewissen um die Freundschaft des Dai Nippon werben. Warum trug es auch, so wesentlich zu dem guten Ausgang der Konferenz bei? Und gegen Deutschland haben wir drüben jetzt fünf Trümpfe in der Hand: das Buddhahild, den Vergleich mit den Hunnen, die Führung im Borekrieg, die Pachtung von Kiautschou und den neuesten Fehderuf gegen die Gelben. Damit läßt sich mindestens eben so viel wirken wie mit dem Jameson-Telegramm, das die Deutschen eine halbe Milliarde gekostet hat.“ Le bruyant Théodore aber hatte den Kopf aus der Schlinge. So dünkte ihn. Der Philippinenarchipel schien nicht mehr gefährdet; und am Ende erreichte der Makler gar noch einen profitlichen Handelsvertrag.

Im Reich des Tenno ist's bald ruhig geworden. Kein Aufruhr mehr, kein Widerhall hitziger Straßenkämpfe; und Baron Sutarō Komura, dessen Name neben Bittes unter dem Friedensvertrag steht, fiel nicht als Opfer des Gassenfanatismus. Japan schwieg wieder. Und die weiße Welt ließ sich wieder täuschen. Glaubte, der erste Lenzsturm werde den Ingrim hinwegwehen. Die Kunst, sich zu unverdächtigem Schweigen zu zwingen, ist im Wettkampf der Völker Nippons wichtigste Waffe. Vor zwölf Jahren, als Graf Hirobumi Ito in Shimonoseki den Friedensvertrag unterzeichnet hatte, der den Japanern Formosa und die Fischerinseln, Liautung und zwölfhundert Millionen Mark gab und den Weg nach Korea öffnete, war die Menge halbwegs zufrieden; noch nicht ganz: die Radikalsten forderten seit zwei Jahrzehnten die Herrschaft über Korea. Als Rußland, Frankreich und Deutschland dann gar die Aenderung des Vertrages erzwingen, als Japan die Liauhalbinsel räumen mußte und von China dafür nur noch hundertachtzig Millionen Mark bekam, heulte die Nation wüthend auf: Wir sind um die Frucht des Krieges geprellt! Schwieg aber schnell, als Ito, den die Gnade des Tenno in den Rang der Marquis erhöht hatte, vom Ministerpräsidium zurückgetreten war; und arbeitete geräuschlos an neuer Rüstung. Damals hatte das Sonnenreich erst seit sechs Jahren ein Parlament und die Macht der Presse war noch gering. Nach dem Sieg über Rußland sah's anders aus. Nikolai Alexandrowitsch war, trotz der Warnung des weisen Li-Hung-Tschang, auf dem Weg nach dem ersehnten eisfreien Hafen vorwärts geschritten, weit über die Grabstätten der Mandschuherren hinaus, hatte Korea zu erobern, Kwangtung zu halten versucht und, wie Li voraus sah, die Südbahn nur für die verachteten Makalen gebaut. Nippon triumphirte, wähnte das Zarenreich dem Zusammenbruch nah und forderte viel: reichlichen Landerwerb, eine gesicherte Machtstellung in der Mandschurei, das Verbot jeder russischen Fortifikation in Ostasien, das Protektorat über Korea

und den Erfaz aller Kriegskosten. Nicht nur die Radikalen schrieben den Unterhändlern diese Bedingungen vor. Das Reich hatte nun ja die Oberflächegestaltung einer Demokratie und die Zeitungspresse war bis ins Ohr der Reichsarenkulis gedrungen. Tag vor Tag wurde der nationale Hochmuth gekitzelt, mit dem kindischsten Wahn das Massenbewußtsein genähert; und immer konnte der gelbe Phehlklingel sich auf Europas Urtheil berufen, das dem Reich der Zaren nicht die ärmste Hoffnung mehr ließ. Nach solchen Siegen mußte der Paktolos die Insel des Sonnenaufganges düngen. Korea, Liautung, Sachalin, die mandchurische Eisenbahn, sechshundert Millionen Laels: mit kleinerer Beute durfte der Sieger sich nicht begnügen. Rußland mußte aus Ostasien verdrängt, mußte gehindert werden, nah beim Japanischen Meer eine Flotte zu halten; und wenn Bladimostof den Moskowitern noch blieb, durfte es nicht länger eine dräuende Seefestung sein. Sonst giebt's keinen dauernden Frieden; bleibt der Krieg ertraglos und die Existenz des Reiches bedroht. Doch der Herbstmond beschien ein anderes Bild. Japan erhielt nur die Hälfte von Sachalin und nicht eine Kopeke; mußte die Bürde der Kriegskosten also weiterschleppen. Rußland behielt Bladimostof (wo eine große Werft und ein Kriegshafen ersten Ranges entstehen soll), den riesigen sibirisch-mandchurischen Grenzgürtel, der Chinas Leib an empfindlicher Stelle drückt, verlor kein's seiner wichtigen Stromgebiete und hat in der Eisenbahn die einzige direkte Landverbindung zwischen Europa und dem Fernen Osten; eine Verbindung, die eines Tages noch werthvoller werden kann als der Suezkanal. Ist's ein Wunder, daß die portemouth'ser Kunde zum Aufruhr reizte und die von der Schreibersunft mit glattem Wort betrogene Menge freischend die Regierung Mutsuhitos feigster Niedertracht zieh? Die wußte, daß mehr nicht zu erreichen, daß der Bär, dessen Fell die Gassenhelden vertheilen wollten, kaum ernstlich verwundet, daß Rußland als asiatische Landmacht fast unangreifbar war. Wußte, nachdem sie schon auf Pfand geborgt hatte, auch, daß die Volkskraft längere Anstrengung nicht zu leisten, der Geldvorrath kaum noch die Blöße zu decken vermochte. Durfte es aber, während in New Hampshire verhandelt wurde, nicht sagen. Alle Gründe, die trösten konnten, wurden ins Licht gestellt. „Die Thür, die in die Mandchurei führt, steht uns nun offen; in diesem weiten Gebiet sind die Kohlen- und Erzfelder noch nicht erschlossen; auch Müller, Bäcker, Brauer, Krämer finden da leicht lohnenden Absatz. Auf dem Südstrang der Ostbahn rollen Schätze uns zu und der Haupttheil des Chinesenhandels ist uns, der siegreichen Vormacht, den Rächern der gelben Rasse, fortan sicher. Wir haben Korea, haben das Recht, in den Gewässern der Küstenproving zu

fischen; und allein im Ochotskischen Meer werden alljährlich fünfhunderttausend Lachse gefangen. Seid zufrieden! Unser junges Prestige wäre geschmälert worden, wenn wir um schnödes Geld weitergekämpft hätten.“ Doch die Hemin, die Massen, hörten nicht auf die Schwichtigung. Ihnen schien das blanke Geld keine schnöde Sache. Sie hatten, als sie ihre kräftigsten Männer gegen die russischen Bayonnette ausschickten, nicht nur an die Ehre, sondern auch an das Geld gedacht. Sollten sie, sollten die mit dem Siegerkranz Heimkehrenden nun ihr Leben lang Karren schieben, mit leerem Bauch Papier bepinseln und Streichhölzer schnitzen? Wieder brüllten sie auf. Doch wieder folgte dem Sturm rasch die Ruhe.

Japan ist arm. Nach dem Krieg noch ärmer, als es vorher war. Die Staatsschuld ist um fünf Milliarden gestiegen, das Gold ins Ausland abgestossen, die Währung gefährdet. Nur ein kleiner Theil der Bodenfläche ist anbaufähig und diese schmalen Bezirke sind so dicht bevölkert wie kaum irgendwo auf der Erde eine Provinz. (Die landläufige Statistik täuscht wieder einmal, weil sie die unwirthlichen Kratergebiete nicht abrechnet.) Kein Pflugchar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Der Mann von Zipangu, der dem Westen die Technik abgeguckt hat, ist in allen Geschäftszweigen schnell heimisch. In sieben Jahren, von 1895 bis 1902, hat Japan die Zahl seiner Webstühle und das Gewicht seiner Steinkohlenproduktion fast verdreifacht, seinen Waarenexport verzehnfacht. Auch dem neuen Boden werden diese arbeitssamen Menschen alles Erreichbare abringen. Einsteuilen aber sieht's arg aus. Das Volk hungert. Während des Krieges sind Zolleinnahmen verpfändet, für die Anleihe sechs und sieben Prozent Zins gezahlt worden; und die Hoffnung, das Britanien verbündete Reich werde mit seiner Wunschelruthe billiges Geld hervorzubern, hat bishergetrogen. Noch was nicht einmal möglich, für das im Krieg zerstörte Material anreichenden Ersatz zuschaffen. Wo winkt Rettung aus solcher Noth? Von allen nationalen Industrien hat das Kriegsgewerbe sich am Besten bewährt. Das Inselvolk könnte ins Amurgebiet vordringen, Blagowjeschtschen nehmen und das Mineralreich erobern, aus dem Gold und Silber, Kupfer und Blei, Naphtha und Kohle zu holen ist. Rußland wäre, mit seinem desorganisirten Heer, beinahe wehrlos. Seine ostasiatischen Armee-corps sind zu schwachen Brigaden geschrumpft und haben den Schrecken der Nachtkämpfe noch nicht vergessen, in denen ein gelbes Kerlchen waffenlos, über Leichen hinweg, den blonden Riesen ansprang, ihn würgte, mit flacher Hand ihm die Armbnochen brach oder mit spitzer Kralle die Augen ausdrückte. Nur: diese Russen sind unberechenbar. Wenn die Treulosigkeit der pariser Regierung Koschdestwenskij mit seiner als Schreckgespenst wirkfamen, als Waffe unbrauch-

baren Ostseeflotte nicht, wider Sinn und Wortlaut der eigenen Neutralitätvorschrift, ins Verderben getrieben, wenn bei Mukden, als die Japaner schon wankten und das Treffen verloren glaubten, Kuropatkins Kurzsicht nicht den Befehl zum Rückzug gegeben hätte, wären sie nach zwanzig dunklen Monaten schließlich Sieger geblieben. (Und daß Japan damals am Ende seiner Möglichkeiten stand, wissen wir aus dem Bekenntniß des Marschalls Yamagata.) Im Amurgebiet würden sie wieder die Nordentaktik wählen, ringsum Alles verwüsten, dem nachdringenden Feind jedes Quellspältchen verstopfen und über den zwischen Feuerbrünsten ermattenden dann erst mit geschonten Haufen herfallen. Durfte man auf diese Karte den Barbisirest setzen? An ein so unsicheres Unternehmen ein neues Landheer und den Betrag der Transportkosten wagen? In der Heimath mahnten schon Manche, Kwangtung den Chinesen zurückzugeben; warneten vor der Wiederholung des Fehlers, den England machte, als es sich in der Bretagne festsetzen wollte; und riefen, mit allen verfügbaren Steuerkräften die Seemacht zu stärken, statt mit großem Geldaufwand einen ziemlich werthlosen Landzipfel zu schützen. Nun noch einen Kontinentalfeind, gar einen im Norden, an sich reißen und dem Reich des Himmelssohnes, das man doch versöhnen möchte, auch von dieser Seite her auf den Leib rücken? Den Bären, der auf der Ostflanke nicht tödtlich zu verwunden ist, noch einmal herausfordern? Aus diesem Kampf war vielleicht Ruhm, doch sicher nicht Geld zu holen.

Nur Geld aber konnte helfen. Zwar hatte Mutsuhito gesagt, Japan führe den Krieg nicht, um Gold zu erraffen, sondern, um seine Ehre zu wahren. Doch Ehre soll auch im Bereich des Flaggentuches mit den sechzehn Sonnenstrahlen mehr sein als ein bemalter Schild, der dem Leichenzug einer Nation vorangetragen wird. Der erhoffte Wirthschaftsaufschwung hatte sich nach dem Friedensschluß nicht eingestellt; nur ein kurzes Gründerfieber. Das fremde Kapital hielt sich zurück und die kühnsten Bankiers wagten kein großes Geschäft. In diesem Land, hieß es, ist vorläufig nichts zu machen; das Volk ist zu arm und den Weißen zu feindlich gesinnt. In der japanischen Hälfte von Sachalin (wo das Kondominium mit Rußland nicht lange dauern kann) sollten Schätze schlummern, Korea Gold und Eisenerz, Baumwolle und Reis liefern. Und das Recht, an der ostsibirischen Küste zu fischen, hat sogar den unfleißigen und ungeschickten Ussuri-Kosaken jährlich mindestens hunderttausend Mark eingebracht; die Japaner, denen der Fisch das Fleisch ersetzt, werden durch regeren Fleiß und modernere Technik den Ertrag rasch steigern. Das Alles genügt nicht; wirkt auf das Inselland wie ein Tropfen auf den heißen Stein. So geht's Manchem, der mit geborgtem Geld spekulirt: stets droht ihm, im politischen Geschäft



wie an der Börse, die Gefahr, daß ihm, bevor er noch seinen Einsatz herausgeholt hat, neuer Kredit verweigert wird. Japan hatte das für den Krieg nöthige Geld von England und Amerika entliehen. Das Ziel der angelsächsischen Wünsche war erreicht, wenn Rußland geschwächt und zum Eintritt in den Britenconcern willig, Japan aber nicht so stark geworden war, daß es ohne Englands Hilfe gedeihen konnte. Der fromme Israelit Jakob Schiff (der das einträglichste Geschäft ausschlägt, wenn erst am Sabbath besprechen soll) hätte zum Kampf gegen das antisemitische Rußland vielleicht noch mehr geborgt, war für Erobererzüge aber nicht zu interessiren. Nirgends eine Hoffnung. Der nervöse, vedselige und witzige Franzose, der dem ernsthaften Ostasiaten nicht imponirt und als Ruffenfreund verschrien ist, wird in Indochina von Britanien geschächt. Der Deutsche, den der gemeine Mann in Yokohama, der Fabrikant in Kioto und Osaka haßt, ist in Schantung zu ärgern, doch nicht zu schröpfen. Schon murrte das Volk und fragt grollend, warum der Krieg denn geführt worden sei, da er die Lage des Vaterlandes ja nicht gebessert habe. Neue Rüstung soll die Menge beruhigen. Beruhigt sie wirklich auch wieder. Niemand forscht, wohin die Angriffsfront sich diesmal wenden werde. Jeder harret des Wunders, das, nach zwei wehen Enttäuschungen, die Männer von Nippon endlich für ihr heldisches Mühen nicht nur mit welkendem Lorbeer belohnen soll.

Die Botschaft, die über den Stillen Ocean kam, zeigte den unsicher tastenden Wünschen das Ziel. In San Franzisko war einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert worden. Auch auf der Eisenbahn will der stolze Amerikaner nicht mehr neben dem Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Unerhört. Sollen wir uns drüben wie Neger behandeln lassen, wir, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit unserem Ruhm erfüllt haben, schlechter noch als die Schwarzen? Die alte Bunde brach auf. Amerika hat die Russen umjauchzt. (Richtig. Das Volk, das den gelben Mann wie einen Pestkranken meidet und den Chinesen, trotzdem er kräftiger, vornehmer und von älterem Kulturadel ist als der Japaner, wie ein ekles Stinkthier einpfercht oder von der Schwelle weist, konnte sich nur aus der Ferne für Dyama, Ragi und Logo begeistern und mußte Komura und dessen Zwergengefolge abscheulich finden.) Amerika hat uns ins Joch dieses Friedensvertrages, dieser schweren Steuerpflicht gezwungen. (Richtig. Eduard und Wilhelm haben bestätigt und Roosevelt hat die Verantwortlichkeit nur zu theilen versucht.) Sollen wir von diesen Leuten etwa neue Demüthigungen dulden? Weil sie in den Philippinen einen für ihre ostasiatische Politik wichtigen Stützpunkt haben, glauben sie,

und jede Schmach anthun zu dürfen. Der Glaube kann trügen. Wie weit ist's für unsere Flotte denn bis nach Manila? Auf Sachalin haben wir von den verheißenen Schätzen noch nichts gefunden und die Schutzherrschaft über Korea bringt der Reichskasse keinen Yen. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Tabak und Hanf; ihr Klima behagt dem Japaner und von ihrem feuchten Boden ist Reis in Fülle zu ernten. Wer diese Inselgruppe hat, kann den japanischen Handel hemmen und auf Chinas Märkten als Herr gebieten. Unsere Kaufofferte habt Ihr abgelehnt. Wenn unsere Linienschiffe vor Luzon gesichtet werden, laßt Ihr vielleicht eher mit Euch reden. Wir können nicht dulden, daß eine Inselkette den Stillen Ozean sperrt und eine uns feindliche Macht den Haupttheil des chinesischen Handelsgewinnes weg'schnappt; und freuen uns deshalb des Vorwandes, den der kalifornische Schulstreit uns liefert.

Nur ein Vorwand ist's. Daß die Philippinen auf Japans Weg die erste Etape sein sollten, war schon 1906 zu erkennen. Und die Vorarbeit hat nicht erst gestern begonnen. In Schaaren fuhren gelbe Männer übers Meer; siebenzigtausend sollen in Kalifornien angesiedelt sein. Auch auf Guam, Hawaii und in Mexiko hat die japanische Einwanderung zugenommen. Auf Luzon wurde ein Japaner (wie behauptet wird, ein Artillerieoffizier) verhaftet, der die Fortifikation nachgezeichnet hatte. Sogar auf den Galapagosinseln will man Kundschafter entdeckt haben. Noch könnte Nippon den Kampf wagen. Seine Kriegsmarine ist nicht an Zahl der GefechtsEinheiten, doch an Dualität der Schiffe, Geschütze und Mannschaft der amerikanischen überlegen und seine Handelsflotte hat in schwererer Probe ihre Leistungsfähigkeit bewiesen. Von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, die als Basis der Operationen zu benutzen wären, ist Luzon in zwei Tagen zu erreichen. Verfährt Japan wie vor Port Arthur; überrascht es, ohne sich bei der Formalität einer Kriegserklärung lange aufzuhalten, den Feind, dann hat es einen kaum wieder auszugleichenden Vorsprung: denn Amerika muß seine (nur in dem bequemen Krieg gegen Spaniens Ohnmacht bewährte) Flotte auf dem langen Weg um das Kap Horn an die pazifische Küste bringen. Da Uncle Sam auf den Philippinen und in Mexiko gehaft wird, rechnen die Japaner darauf, daß die Negritos, Logalen und andere Malaienkel sich für sie erklären; noch sicherer sind sie der farbigen Mexikaner (achtzig Prozent der Bevölkerung); und in Niederkalifornien spricht man offen von einer Verständigung zwischen dem Inselreich und den Estados Unidos de Mejico. Die Blokade amerikanischer Häfen wäre ziemlich zwecklos, da die atlantische Küste der Vereinigten Staaten, die ungleich wichtigere also, frei bliebe. Ein auf mexikanische Inselchen oder auf kalifornische Häfen gestütztes

Geschwader könnte der Amerikanerflotte aber den Weg nach Alaska sperren, den sie nehmen müßte, um von den Kurilen aus Japan selbst anzugreifen. Und wer weiß, ob die Japaner sich mit den Philippinen begnügen, ob sie nicht eine Expansion auf das Festland versuchen würden, wo ein Gewimmel schwarzer, brauner und gelber Menschen dem Yankee front und stöhnend des Befreiers harret? Wer diese Haufen den Gebrauch moderner Waffen lehrte, wäre sehr stark und könnte für den Verzicht auf die Ausführung des gefährlichsten Planes hohen Preis fordern. Wird die weiße Menschheit auch dieses Schauspiel noch erleben? Die Selben müßten sich freilich beeilen. Wenn der Panamakanal sich amerikanischen Kriegsschiffen geöffnet hat, ist die Zeit für immer versäumt.

Deshalb glaubt fast die ganze Diplomatie, glauben fast alle Admiralstäbe an diesen Krieg. Den Japanern wird jedes Wagemuthstück zugetraut. Und ist's gar so schwer? Sie sind besser gerüstet, schneller auf dem Kriegsschauplatz, haben stärkere Stützpunkte; und die ungestüme Presserin treibt sie: die Noth. Sie haben sich nicht gescheut, mit Rußland anzubinden; und in all dem Glanz ihrer Siege nicht den Nahrungspierraum erlangt, den sie brauchen. Warum soll der Kampf gegen die Vereinigten Staaten, deren Transportflotte und Landmacht sich ihrer noch nicht vergleichen kann, sie schrecken? Ein Krieg, dessen erstes Ziel der Heimath nah und der später auf bequemer Etappenstraße zu führen ist? Um eine Lebensfrage handelt sich's auch diesmal. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Rippon ist um sein Erbrecht betrogen. Von der Solidarität der gelben Völker darf im Ernst nicht die Rede sein. Der Chinese haßt den Japaner heute noch wie ein adeliger Ahn den entarteten Enkel. Und daß China jetzt dem vom Nachbar gegebenen Beispiel folgt, seine Lehrmeister, Sir Robert Hart und kleinere Magister, fortschickt und selbst seines neuen Glückes Schmied sein will, ist für das Reich des Sonnenaufganges kein gutes Zeichen. Nur vom Westen her kann ihm Hilfe kommen. Amerika ist in enger Klemme. Giebt es nach, dann verliert es die Philippinen und das asiatische Geschäft; und eine gelbe Fluth überschwemmt Kalifornien. Für die militärische Kraftprobe aber fühlt es sich selbst noch zu schwach. Herr Root, der Staatssekretär, ist nach Mexiko und in den Süden gegangen, hat überall Monroes Lehre und das panamerikanische Evangelium gepredigt, überall Hymnen gehört. Wird diese Festimmung auch in harter Zeit vorhalten und stark genug sein, um dem Nimbus der Japaner Widerstand leisten zu können? Dieses Volk kennt den Krieg, kam

eben erst von Siegen heim, die eine Welt staunend bewundert, ist in einer dem Christenfinn längst nicht mehr erreichbaren Einheit des Denkens und Willens erwachsen, fürchtet den Tod nicht, sondern weicht ihm lächelnd, ehe es ins Feld rückt, kennt keine schwächlichen Skrupel und vereint mathematisches Genie und modernste Industrietechnik der grausamen Wildheit des Urwaldbewohners. Und ist obendrein noch dem großbritischen Weltreich verbündet.

England hat die Zeit des mandchurischen Krieges weislich benützt. Nie vielleicht ward in so kurzen Monden so Großes erworben; ohne Kraftverlust, ohne fühlbares Opfer erworben: nur durch kluge Ausnutzung der Gelegenheit, durch die Kunst, aus der Summe des Möglichen rasch das morgen Nothwendige zu errechnen. Entente cordiale mit Frankreich, Schutz- und Trugbündniß mit Japan; hinter beiden Verträgen der Zweck, Rußland leise in eine Interessengemeinschaft zu locken. Folgt es dem freundlichen Wink: gut; dann mag es mit Angelsachsen und Japanern bescheiden im Stillen Meer herrschen. Bleibt es out in the cold oder verpflichtet sich gar, deutschen Truppen den Weg nach Afghanistan zu öffnen: auch gut; dann ist für die äußerste Gefahr vorgeforgt und ein gelbes Heer zur Vertheidigung der Pamirs, der alten Seidenstraße bereit. Indien, Egypten, der Sudan gesichert; auf das Land des Dalailama die Erste Hypothek eingetragen; in Ostasien der Vormund des Siegers; in Südwestafrika von Bantunegern und Hottentoten, die den Deutschen das Haus anzünden, ehrfürchtig geschont. Wer will den Leun nun noch bedrohen? Wer im Mittelmeer gegen die vereinte britische und französische Flottenmacht, im Pazifischen Ozean gegen den Union Jack und die rothe Sonnenscheibe die Kraftprobe wagen? Nur zwei Drohungen bleiben. Amerika will eins werden; ein Staatenbund, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingts, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann, wenn der (in Kriegszeit nach Yankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch dräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Nach der Monroe-Doktrin dürfen in Amerika nur noch echte Amerikaner Territorialbesitz haben. Nach der Drago-Doktrin darf kein fremder von einem amerikanischen Staat mit Waffengewalt die Bezahlung einer Schuldsumme heischen. Und dieser neue

Kontinent rüstet sich nun für die Handelshegemonie im Fernen Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannie möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt (von Rußland oder von Amerika, denen es Etwas zu bieten hat), sich im Reich der Mitte einnistet, die Chinesen weckt und waffnet, wird es zu mächtig. Ist morgen schon, wenn ihm die Geldnoth vom Hals geschafft wird. Ein Britannien des Erdostens; und, mit seiner zähen Zlinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der gefährlichste Konkurrent. Zwei furchtbare Drohungen. Tiefe Schatten nach hellstem Glanz.

Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Kein Bündniß kann helfen. Ließe man Rußland aus dem Käfig des Schwarzen Meeres, lockte es mit dem fettsten Köder, gäbe ihm in Europa endlich den eisfreien Hafen, den es so lange schon sucht: auch dieses (dem Briten heute nicht mehr unerträglich) Opfer brächte keinen Segen. Rußland wäre gegen Japan, nicht gegen den amerikanischen Kontinent zu brauchen. Und Thorheit, Japan empfindlich zu schwächen, so lange der Panamerikanismus der Angelnmacht Unheil sinnt. Die Vereinigten Staaten angreifen, bevor das Sternenbanner im Panamakanal weht? Der Weg ist weit, der Anzugreifende verfügt über die dem britischen Konsum wichtigsten Rohstoffe und ein Eintageerfolg wäre mit der Todfeindschaft des reichsten Erdtheiles allzu theuer bezahlt. Aus dem Haag könnte das Heil kommen. Wenn die Konferenz für die Begrenzung der Seemacht zu haben wäre, könnte Amerika nicht vorwärts. Ob die Durchführung dieses Plänkchens gelingt, ist aber zweifelhaft; und sie würde auch nur für ein kurzes Weilchen nützen. Ist der Kanal fertig und zwischen Alaska und Kap Horn kein Zeichen europäischer Staatshoheit mehr zu sehen, dann läßt der Bürger der United States sich von unbequemen Beschlüssen gewiß nicht länger binden. Was bleibt? Wer zwei Gegner zu fürchten hat, muß versuchen, sie gegen einander zu heizen; kehren Beide mit blutigen Köpfen heim, dann darf der Dritte froh aufathmen. Einmal ist's gelungen: Japan hat Englands Krieg gegen Rußland geführt. Wird es auch gegen die Vereinigten Staaten Britanniens Sache heroisch verfechten? Sehr möglich; weil ihm keine andere Wahl bleibt (nach Moskau ist's zu weit und in Peking fände es kein Geld) und die Interessen auch diesmal gemeinsam scheinen. Das wäre die höchste Trumpfkarte in Eduards Spiel. England ist heute so stark wie niemals seit dem Tag von Waterloo. Und Jippon's Krieg gegen Amerika böte ihm die Belegenheit zur nützlichsten Option. Kein Brite würde wider weiße Menschen

ge, wie es England Vortheil verheißt. Wird es lästig, dann interpretirt man den Sinn so, daß es nur für den Fall der Vertheidigung, nicht des Angriffes wirksam wird. Wahrscheinlich siesgt Japan in den ersten Seeschlachten (wenns überhaupt dazu kommt und die Philippinen nicht schon im Angesicht der Gefahr kapituliren): dann sucht Amerika Bundesgenossen und England kann, als der zur See stärkste, seine Bedingungen stellen. Wird seine Hilfe nicht verlangt, dann wartet es ruhig, bis beide Gegner aus tiefen Wunden bluten. In jedem Fall ist ihm Kanada sicher; und in der Kriegsnoth würde sich zeigen, daß auch in Central- und Südamerika die Hegemonie der Vereinigten Staaten auf kräftigen Widerstand stößt.

Die Diplomatenzunft glaubt an den Krieg; hat aber, weil sie mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt. Die gelben Männchen, die immer so tapfer sterben und deren Söhne immer bettelarm bleiben, würden auch aus diesem Krieg nicht das erhoffte Glück heimbringen. Eine ansehnliche Kriegsentzündung vielleicht; aber die weiße Menschheit ließe die gelben Bäume nicht in den Himmel wachsen und das genesene Amerika könnte für den Rachezug Weltreiche als Söldlinge miethen. Sonathan ist jezt ja in übler Lage; doch seine Diplomatie, die den nach einem Handelsvertrag langenden Michel so zierlich an der Nase herumführt, ist wohl schlau genug, um des Oranges Herr zu werden. Herr Roosevelt kann sich mit KonzeSSIONen helfen, das kalifornische Fremdenrecht reformiren und die Abwicklung des Geschäftes seinem Nachfolger überlassen. Japan fände auch das für diesen (billigeren) Krieg nöthige Geld nicht leicht. Und England hat die Gelegenheit, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantikrechnung zu machen und die Maklerprovision einzusäckeln, am Ende schon benutzt. Das europäische Festland wäce freilich ein Biischen enttäuscht, wenns bei den Drohnnoten und Koramirungen bliebe. Das Deutsche Reich, das von den Vereinigten Staaten mehr noch als Andere gefährdet ist, dürstet sich jeder ernstlichen Schwächung des amerikanischen Wirthschaftskörpers freuen. . . . Einstweilen hat die Kriegsgefahr die Gemüther pazifizirt. Da in Jahresfrist so Unabsehbares beginnen kann, mag keine Großmacht sich auf neue Unternehmungen einlassen. Die détente ist überall fühlbar. Der Abrüstungsvorschlag nicht ins haager Programm aufgenommen. Die Sprache der londoner und pariser Presse viel höflicher als je seit Wilhelms Landung in Tanger. Um diese gebesserte Situation zu nützen, brauchen wir nur ruhig zu bleiben; wenn wir uns devot anbieten und durch hastige Geberden die Aufmerksamkeit auf uns lenken, schwindet der Gewinn. Wir wollen hoffen, daß die billig erhandelte Reichstagsgloria dem Applausbedürfnis genügt.

## Sei ein Mann!

Unter tiefgehirntem Himmel schlug es an der Börse Mitternacht. Schwer-müthig pfliff der Oktoberwind durch die Straßen. Vergilbte und verstaubte Blätter wirbelten durch die Luft, prallten gegen die Steine, legten über den Asphalt und verschwanden dann wie Fledermäuse im Dunkel; sie mahnten an alle wichtigen Tage des Lebens. Immer seltener wurden Wagen und Passanten; hier und dort tauchten schon die Stocklaternen der Lumpensammler auf, wie Ferklichter, die den Kehrichthaufen entstieg, über denen sie hin und her tanzten. Die Boulevard-Theater, in denen sich den Abend lang alle Medici, Salviati und Montefeltre um die Wette erdolcht hatten, lagen jetzt wie Höhlen des Schweigens, von ihren Karyatiden beschirmt, im Dunkel.

An der Ecke der Rue Hauteville stand unter einer Laterne vor einem eleganten Restaurant ein großer, finster dreinschauender Mann mit glattrasiertem Gesicht, langen grauen Haaren, einem mächtigen Schlapphut, schwarzen Handschuhen, einem Stok mit Eisenbeingriff, gehüllt in einen dunkelblauen alten Radmantel, der mit zweifelhaftem Astrachan besetzt war. Er hatte auf seinem Nachtwandlerweg wie mechanisch Halt gemacht, als zögere er, die Straße zu überschreiten, die ihn vom Boulevard de Bonne Nouvelle trennte. Strebte dieser verspätete Fußgänger seiner Wohnung zu? Hatte ihn der Zufall eines Nachspazierganges an diese Straßenecke geführt? Es war schwer, Das aus seinem Aussehen zu errathen. Jedenfalls hatte er plötzlich rechts neben sich einen jener schmalen, hohen Spiegel erblickt, wie sie manchmal neben den Thüren großer Restaurants angebracht sind, und war stehen geblieben, hatte sich vor seinem Spiegelbild aufgepflanzt und maß es nun vom Hut bis zu den Stiefeln fest mit den Blicken. Dann lästete er mit einem Mal seinen Fälschhut, mit einer Geberde, die seinen Beruf verrieth, und grüßte sich sehr höflich.

Es war der berühmte Tragöde Chaudval, geborener Lepointeur, genannt Montaneuil, der Sprößling einer sehr ehrbaren Lotjensfamilie von Saint Malo, den der geheime Rathschluß des Schicksals zum ersten Heldendarsteller in der Provinz, zum Lodvogel bei Gastspielreisen im Ausland und zum oft glücklichen Nebenbühler von Frédéric-Desmaitre gemacht hatte.

Während er sich so verbugt im Spiegel betrachtete, zogen die Kellner des Restaurants den letzten Stammgästen die Ueberzieher an und nahmen ihnen die Hüte vom Nagel; andere stülpten geräuschvoll den Inhalt der Sammeltäschchen um und legten die Scheidemünzenernte des Tages auf einen Teller. Dann wurden die Fensterladen in ihren eisernen Rahmen verholzt und nur der Laden des Spiegels wurde inmitten des allgemeinen Aufbruches vergessen.

Bald war der Boulevard ganz still. Nur Chaudval, der diese ganze Verwandlung nicht bemerkt hatte, stand immer noch in seiner ekstatischen Haltung vor dem Spiegel an der Ecke der Rue Hauteville. Der fahle Mondscheinglanz des Spiegels gab dem Künstler ein Gefühl, als ob er in einem Teiche bade. Chaudval schauerte zusammen. Ach! In diesem grausamen, düsteren Spiegel hatte der Schauspieler erkannt, daß er alt wurde. Er stellte fest, daß sein Haar, noch gestern von der Farbe von Salz und Pfeffer, heute weiß wie Mondschein war. Es war aus mit ihm! Ade, Beifall und Kränze, Ade, Rosen Italiens und Lorber Nepomens! Es galt, für ewig Abschied zu nehmen, mit Händedrücken und Thränen, von Naiven.

und Viehhäberinnen! Nun hieß es, schleunigst vom Theatrisarren herabsteigen und sehen, wie er davonfuhr und die Kameraden entführte. Sehen, wie der Goldflitter und die bunten Schleifen, die morgens, im sonnigen Winde der Hoffnung, bis auf die Räder herabflatterten, nun an einer Wegebiegung im Dunkel verschwanden.

Chaudval ward sich plötzlich bewußt, daß er fünfzig Jahre alt war. Er seufzte. Ein Nebel umflorte seine Augen, eine Art Breifenfieber ergriff ihn und weitete seine Augäpfel. Der starre, verhörrte Blick, den er in das wahrsagerische Spiegelglas bohrte, gab seinen Pupillen das Vermögen, die Gegenstände zu vergrößern und sie mit Feierlichkeit zu umgeben, wie es die Physiologen an Personen, die von einer sehr heftigen Empfindung ergriffen werden, festgestellt haben.

Der lange Spiegel veränderte sich also unter seinen Blicken, die von trüben und müden Gedanken erfüllt waren. Kindheitserinnerungen, Meeresküsten und silberne Flüsse tanzten durch sein Gehirn. Und der Spiegel ward in seiner Vorstellung (vielleicht war's die Wirkung der Sterne, die seine Fläche verließen) zum stillen Wasser eines Golfes. Dann weitete er sich noch mehr, dank den Seufzern des Greises, und ward zu Meer und Nacht, diesen zwei alten Freundinnen verlassener Herzen . . .

Eine Weite herauschte er sich an dieser Vision. Aber die Laterne, die den kalten Nebel hinter ihm röthete, erschien ihm in der Tiefe des furchtbaren Spiegels plötzlich wie der blutige Schein eines Leuchthurmes, der dem verlorenen Schiff seiner Zukunft den Weg zum Schiffbruch wies.

Er schüttelte diesen Alb ab und richtete seine hohe Gestalt wieder auf, mit einem nervösen, falschen und bitteren Gelächter, das die zwei Polizisten unter den Bäumen aufschreckte. Zum Glück für den Künstler glaubten sie, es handle sich um einen Betrunknen und oder vielleicht um einen enttäuschten Liebhaber, und septen ihren dienflüchtigen Gang fort, ohne den unglücklichen Chaudval zu beachten.

„Gut, verzichten wir!“ sagte er einfach und leise, wie ein zum Tode Verurtheilter, der plötzlich aufwacht und zum Scharfrichter sagt: „Ich setze Ihnen zur Verfügung, mein Lieber.“ Dann begann der alte Schauspieler, blöde und einfältig vor sich hinzureden: „Es war doch sehr schlau von mir, daß ich neulich Mademoiselle Pinson, meine gute Freundin (die das Ohr des Ministers besitzt und sogar sein Lager theilt), bat, ihn zwischen zwei glühenden Liebesergüssen um die Stelle als Leuchthurmwächter für mich zu bitten, die schon meine Väter an den Küsten des Atlantischen Ozeans innehatten. Und schau: jetzt verstehe ich auch die seltsame Wirkung, die die Laterne in dem Spiegel auf mich übte. Das war mein Hintergedanke. Die Pinson wird mir sicher mein Patent schicken. Und ich werde mich also auf meinen Leuchthurm zurückziehen wie eine Ratte in einen Käse. Ich werde den Schiffen fern auf dem Meere leuchten. Ein Leuchthurm! Das sieht immer aus wie eine Theaterdekoration. Ich bin allein auf der Welt. Das ist das Ahs!, das sich für meine alten Tage ziemt.“

Pflichtig hielt Chaudval in seiner Träumerei inne. „Ah!“ sagte er, sich nach der Brust tastend, „da: der Brief, den mir der Postbote gab, als ich die Thür verließ, ist sicher ihre Antwort. Ich wollte ins Restaurant gehen, um ihn zu lesen, und vergaß es. Wahrhaftig, ich komme herunter! Schdn: da ist er!“

Er zog aus seiner Tasche ein großes Couvert; als er es aufriß, fiel ein gefaltetes amtliches Schreiben heraus, das er hastig aufhob und im röthlichen Schein der Laterne durchslog.



„Mein Leuchtturm, meine Anstellung!“ rief er. „Gerettet, o Gott!“ setzte er wie aus alter mechanischer Gewohnheit und mit plötzlicher Füstelstimme hinzu, die so ganz anders klang als die seine, daß er sich umblickte, ob noch Jemand da wäre. „Nur Ruhe!“ gebot er sich dann. „Sei ein Mann!“

Aber bei diesem Wort blieb Chaudval, geborener Peinteur, genannt Ryn-taneuil, plötzlich stehen, als sei er in eine Salzsäule verwandelt.

„Hm!“ machte er nach einer Pause. „Was habe ich da eben verlangt? Ein Mann zu sein? Ja, warum denn nicht?“ Er kreuzte die Arme und dachte. „Da stelle ich nun seit fast fünfzig Jahren die Leidenschaften der Anderen dar; ich spiele sie, ohne sie zu empfinden. Denn eigentlich habe ich nie Etwas empfunden. Ich bin also nur zum Scherz da, wie die Anderen. Ich bin also nur ein Schatten! Leidenschaften, Gefühle! Wirkliche Thaten! Wirkliche! Das ist, was den wirklichen Mann ausmacht. Also, weil das Alter mich zwingt, in die Menschheit zurückzutreten, muß ich mir Leidenschaften verschaffen, irgend ein wirkliches Gefühl. . . Denn ohne Das hat man keinen Anspruch auf den Mannesnamen. Das ist sonnenklar. Aber welches! Ich muß eins suchen, das zu meiner endlich erwarteten Natur stimmt.“ Nach einer Weile melancholischen Sinnens sprach er weiter. „Liebe? . . . Zu spät. Ruhm? Den kenne ich. Ehrgeiz? Lassen wir dieses Hirngepinnst den Staatsmännern!“ Plötzlich rief er einen Schrei aus: „Ich hab's: die Reue! Das paßt zu meinem Theaterdram.“

Er betrachtete sich in dem Spiegel, während er eine wie durch übermenschliches Grausen verstärkte und verzerrte Miene annahm. „Das ist!“ schloß er. „Kero, Macbeth, Orest! Hamlet! Herostrat! Die Geister! . . . Ja! Ja, auch ich will mal wirkliche Geister sehen! Wie all diese Leute, die das Glück hatten, keinen Schritt ohne Geister zu thun.“

Er schlug sich vor die Stirn. „Aber wie? . . . Ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Lamm.“ Und wieder nach einer Pause:

„Ja, wenn's nur darauf ankommt! Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Ich habe ein Recht, um jeden Preis Das zu sein, was ich sein sollte. Ich habe ein Recht, ein Mensch zu sein! Um Reue zu empfinden, muß man Verbrechen begangen haben. Seis darum! Was schadets, wenn es zu einem . . . guten Zweck geschieht? Ja! Ich werde gräßliche Verbrechen begehen. Wann? Auf der Stelle. Nur nichts aufschieben! Was für welche? Ein einziges! Aber ein großes! Ein schauerlich grauenhaftes. Ein's, das alle Furien der Hölle entfesselt! Und welches? Das glänzendste, Donnerwetter! Bravo! Ich hab's: eine Brandstiftung! Also: ich brauche nur Brand zu stiften, meine Koffer zuzuschlagen und hinter der Fensterscheibe einer Droßche meinen Triumph inmitten der entsetzten Menge zu genießen, die Fläche der Sterbenden auf mich zu laden und den Nordwestzug zu nehmen. Mit lebenslänglicher Reue versorgt! Dann vertriebe ich mich in meinen Leuchtturm! Bin im Dicht! Mitten im Weltmeer! Wo die Polizei mich folglich nie entdecken kann, da mein Verbrechen ja selbstlos war! Und ich werde allein darüber wohnen.“ Chaudval richtete sich empor und improvisierte einen Vers, der eines Corneille würdig war: „Der Unthat Größe schirmt mich vor Verdacht.“

„Gesagt, gethan. Und nun“, sprach der große Tragoëde, während er einen Pfasterstein aufhob und sich versicherte, ob auch Alles umher still war, „und nun

folst Du kein Bild mehr widerspiegeln“. Und er schleuderte den Stein in den Spiegel, der in tausend glühende Scherben zerbrach.

Als er dieser ersten Pflicht genügt hatte, eilte er, höchst befriedigt von seiner ersten That, auf den Boulevard, wo er einen Wagen heranwinkte, hinein sprang und verschwand.

Zwei Stunden später spiegelte sich der Feuerschein eines ungeheuren Brandes, der in großen Petroleum-, Oel- und Streichholzspeichern ausgebrochen war, in allen Fensterscheiben des Faubourg du Temple. Bald erschienen die Feuerlöschzüge von allen Seiten und ihre unheimlichen Hornsignale brachten die Einwohner dieses Volksviertels im Ru auf die Beine. Das Pflaster erdröhnte von unzähligen hastigen Schritten; die Menge füllte die Place du Château d'Eau und die angrenzenden Straßen. In kaum fünfzehn Minuten sperrten Truppenabtheilungen die Brandstätte ab. Polizisten hielten beim blutigen Fackelschein die Andringenden zurück.

Die Wagen, die nicht mehr weiter konnten, blieben stehen. Alles schrie. Durch das schreckliche Prasseln der Flammen drangen schrille Rufe. Die Opfer der Feuersbrunst brüllten, von dieser Hölle erfaßt, und die Dächer der Häuser stürzten über ihnen zusammen. Hunderte von Familien waren obdach- und brotlos.

Hinter der Menge, die auf der Place du Château d'Eau stand, hielt eine einzelne Droschke, mit zwei schweren Koffern besetzt. Und in dieser Droschke saß Chaudoval, geborener Lepinteur, genannt Montaneuil. Von Zeit zu Zeit lästete er den Vorhang und betrachtete sein Werk. „O!“ flüsterte er bei sich, „wie verhaßt fühle ich mich Gott und den Menschen! Ja, Das ist wirklich das Werk eines Verworfenen!“

Das Gesicht des guten Schauspielers leuchtete. „O, ich Elender!“ murmelte er; „welche schlaflosen Nächte werden mich strafen, wenn mich die Geister meiner Opfer umgeben! Ich fühle in mir die Seele des Nero, der Rom aus Künstlerbegeisterung verbrannte! Wie Herodotat fühle ich mich, da er aus Ruhmsucht den Tempel von Ephesos anstekte! Wie Klostoptchin, da er Kostas aus Vaterlandsliebe verbrannte! Wie Alexander, da er Persepolis seiner unsterblichen Thais zu Liebe in Flammen setzte! . . . Ich bin Brandstifter aus Pflicht, weil ich kein anderes Mittel habe, um zu leben! Ich lege Feuer an, weil ich mir selbst schuldig bin, ein Mann zu sein. Ja, welch ein Mann werde ich sein! Wie werde ich leben! Ja, ich werde endlich empfinden, was man empfindet, wenn man Seelenqualen leidet! Welche herrlichen Nächte des Grauens werde ich genießen! Ich athme auf! Ich fühle mich neugeboren! Ich bin! . . . Wenn ich denke, daß ich Schauspieler war! Jetzt, wo ich in den Augen der blüden Masse nur ein Hissen für den Scharfrichter bin, will ich mit Bligeseile fliehen. Ich will mich in meinen Leuchtturm einschließen, um dort in Frieden meine Neue zu genießen.“

Am übernächsten Abend erreichte Chaudoval unbehelligt seinen Bestimmungsort und ergriff Besitz von seinem alten, verlassenem Leuchtturm, der an der nordmännischen Küste liegt; eine müßige Flamme auf einem haufälligen Thurm, die ministerielles Mitleid für ihn wieder angezündet hatte. Das Feuerzeichen hatte kaum irgend welchen Werth; es war ein zweckloser Posten, eine Einkehr, eine Wohnung mit einem Feuer darüber, das außer Chaudoval kein Mensch brauchte.

Der würdige Tragöde schloß sich hier ein, nachdem er sein Bett, Lebensmittel und einen großen Spiegel hinaufgeschafft hatte, in dem er sein Wien-

spiel studiren konnte. Hier war er über jeden menschlichen Verdacht erhaben. Rings um ihn schluchzte das Meer, in dem der alte Himmelsabgrund seinen Sternenglanz habete. Er sah die Klutken, vom Winde gekehrt, seinen Thurm umbranden, wie ein Säulenheiliger die Sandwolken beim Hauch des Schimiel an seiner Säule zerschellen sieht. Gedankenlos sah er in der Ferne den Rauch der Dampfer und die Segel der Fischerboote dahinziehen. Der Träumer vergaß jeden Augenblick sein Feuer. Er stieg die steinerne Treppe hinauf und hinab.

Am Abend des dritten Tages sah Lepeinteur, wie wir ihn nun nennen wollen, in seinem Zimmer, sechs Fuß über dem Meer, und las eine pariser Zeitung, worin der Bericht über den großen Brand von vorgestern stand. „Ein unbekannter Uebeltäter hat ein paar Streichhölzer in den Petroleumkessel geworfen. Ein Riesenbrand, der die Feuerwehr und die Bevölkerung der angrenzenden Stadtgegenden die ganze Nacht auf den Beinen hielt, ist im Faubourg du Temple ausgebrochen. Mehr als hundert Opfer sind zu beklagen; viele unglückliche Familien sind dem größten Elend preisgegeben. . . Der ganze Platz ist geschwärzt und die Ruinen rauchen noch. . . Der Name des Verbrechers, der den Frevel begangen hat, ist unbekannt, eben so der Beweggrund des Verbrechens.“

Chaudval sprang vor Freude hoch und rieb sich siebernd die Hände.

„Welch ein Erfolg!“ rief er. „Welch wundervoller Verbrecher bin ich! Werde ich genug von Geistern geplagt werden? Wie viele werde ich sehen! Ich wußte ja, daß ich ein Mann werden würde! Ach, das Mittel war hart, ich muß es bekennen. Aber es mußte ja sein! Es mußte sein!“

Beim Weiterlesen sah er, daß eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Abgebrannten statifinden solle. „Halt!“ murmelte er; „ich hätte mein Talent in den Dienst meiner Opfer stellen sollen! Das wäre eine würdige Abschiedsvorstellung gewesen! Ich hätte Drest gespielt. Ich wäre so natürlich gewesen“ . . .

Fortan lebte Chaudval in seinem Leuchthurm. Nacht auf Nacht sank hernieder. . . Etwas verblüffte den Tragöden. Etwas Furchtbares! Ganz im Gegenfatz zu seinen Hoffnungen und Prophezeiungen empfand er gar keine Reue in seinem Gewissen. Kein Geist erschien. Er empfand nichts, absolut nichts. Er konnte die Stille nicht begreifen. Er sagte es nicht. Manchmal, wenn er sich im Spiegel betrachtete, merkte er, daß sein gutmüthiges Gesicht gar nicht verändert war. Während stürzte er sich auf die Signale, gab falsche Zeichen und weidete sich an der Hoffnung, daß irgend ein Dampfer dadurch scheitern werde. Um der widerspenstigen Reue nachzuhelfen, sie zu stacheln und anzuregen! Um die Geister zu beschwören!

Verlorene Nähe! Unfruchtbare Missethaten! Eitle Anstrengungen! Er empfand nichts. Er erblickte kein drohendes Wespenfl. Er schlief nicht mehr: so sehr nagten Verzweiflung und Schande an ihm. In einer Nacht bekam er Kongestionen. Er rang in seiner leuchtenden Einsamkeit mit dem Tode, und während die Wogen ihn untrauschten und die Stürme seinen im Unendlichen verlorenen Thurm peitschten, schrie er: „Wespenfler! . . . Um Gottes willen! . . . Nur ein einziges Wespenfl möchte ich sehen! Ich hab's doch verdient!“

Aber Gott gewährte ihm diese ersehnte Gnade nicht und der alte Nime hat noch mit seinem letzten Athemzug vergebens, ihn Wespenfler sehen zu lassen. Daß er, um diesen Wunsch erfüllt zu finden, nur sich selbst anzusehen brauchte, begriff er nicht.

Graf Billiers de V'Jile-Adam.

## Ein Legendenroman.

Seit dem „Bombenerfolg“ des Jörn Uhl, der den überraschenden Beweis erbrachte, daß die Deutschen von heute Bücher nicht nur lesen, sondern sogar kaufen, hat sich unjener Verlagsbuchhändler eine Art Goldfieber bemächtigt. Stets hoffen sie, nun auch solch ein glücklich Schiff aussenden zu können, das ihnen eine goldene Ernte heimträgt. Und sie thun das Möglichste, ihre mit Hoffnung betrachteten Segler gut vom Stapel laufen zu lassen. Dem buchhändlerischen Geschäftsmann sind Bücher Marktwaare. Da es nun bei Allem, was auf den Markt gebracht wird, darauf ankommt, die Menge der Käufer auf die neuen Artikel aufmerksam zu machen, überbieten die Händler einander im „starken Lanciren“ ihrer Waare. Subtile Geisteserzeugnisse werden ausgerufen wie Zahnwasser und Seife, Mittel gegen Korpulenz oder Hühneraugen. Bei jedem dritten Buch vernimmt die aufhorchende Welt, daß sie es mit einem Meisterwerk zu thun habe, dem in der gesammten Weltliteratur nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden könne, und in warnendem Ton wird versichert, daß sie sich den Namen dieses Autors merken müsse, sie möge wollen oder nicht, da künftige Litterarhistoriker sich mit ihm beschäftigen werden. Etcetera ad infinitum. Gläubige Gemüther müssen zu dem Schluß kommen, daß wir Deutschen jählings in eine Blüthezeit der Romankunst eingetreten sind wie sie noch niemals dagewesen ist. Die minder Gläubigen merken, daß wenigstens die literarische Marktschreierei in bisher unerreichter Blüthe steht. Es ist kein erfreuliches Phänomen, dieses Markttreiben, bei dem das Wort entwerthet wird, das Bücher zu Saisonartikeln stempelt und Lesen zur Modesache macht. Daß Amerika und England, die Geschäftsländer par excellence, uns in dieser geistigen Verblödung vorangewandelt sind, macht sie nicht schöner. Allein selbst ein Riese des Wortes wie Carlyle mühte sich vergebens, dem Geist seiner Zeit in die Rüderspeichen seines Karrens zu fallen. Der Karren rollte weiter seine Bahn; und er wird auch jetzt rollen, bis sein Weg durchmessen ist.

In dem Getöse unseres literarischen Trompetenschmetters geht natürlich manches gute, feine und selbst originelle Buch verloren, sei es, daß des Verlegers Stimme nicht laut genug schallt, den Lärm zu übertönen, sei es, daß dieser Verleger nicht mitschreien mag: denn auch Das kommt vor. Von einem solchen Roman will ich hier erzählen. Er heißt: „Der Pilger Kamanita.“ Sein Verfasser (der ihn hier selbst angezeigt hat) Karl Gjellerup.

Gjellerup ist zwar ein Däne; da er aber in Dresden lebt und Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht, dürfen wir ihn zu den Unseren zählen. Seit Jahren hatte ich von diesem Autor nichts gelesen noch angezeigt gesehen. Jetzt erschien (in der literarischen Anstalt von Rütten & Loening) mit der Pluthwill: der Bücher für Weihnachten dieser von Emil Orlik mit feinsinnigem

Buchschmuck gezierte „Pilger Kamanita“. Ein indischer „Legendenroman“, der die Welt und Lehre Buddhas veranschaulicht, ein Roman, der sich nur zur Hälfte im Diesseits abspielt, zur anderen Hälfte aber in den himmlischen Gefilden des Jenseits; und der doch weder langweilig noch überspannt ist. Der tief eingewurzelte Wirklichkeitsinn kommt den Skandinaven gerade bei den phantastischen Dichtungen zu Statten; siehe Selma Lagerlöf.

Gjellerup hat zu diesem Buch offenbar gründliche Vorstudien gemacht; aber es ist ihm nicht darum zu thun, den Leser mit kulturgeschichtlichen Spezialkenntnissen zu verblüffen. Seine Phantasie hat das eingehirteste Wissensmaterial gut verdaut und künstlerisch bewältigt. Allerdings ist es ihm auch nicht darum zu thun, den Leser zu unterhalten; wenigstens hat er dem Roman ein Wort aus Byron vorangesezt: „This narrative is not meant for narration.“ Aber wie die Erzählung nun auch gemeint sein mag: Thatsache ist, daß sie mich und die Freunde, denen ich sie zu lesen gab, vortrefflich unterhalten hat; sogar herzlich belustigt, denn sie erjreut hier und da durch schalkhaften Humor. Allerdings giebt sie noch mehr. Auch vermöhnter Geschmack kommt auf seine Rechnung.

Der Roman umfaßt zwei zeitlich parallel laufende Geschichten, deren eine die Ergänzung der anderen ist. Im ersten Theil erzählt der Pilger Kamanita dem Buddha, der sich ihm unerkantt gesellt, die Geschichte seiner Jugendliebe zu der schönen Vasitthi, seiner späteren Abenteuer, seines Ehestandes und seiner endlichen Einkehr. Kamanita ist, ehe er Pilger wurde, ein angesehenen junger Kaufmann gewesen. Gleich nachdem er seine Erzählung beendet und den unerkantten Buddha verlassen hat, ereilt ihn das Verhängniß in der Gestalt einer willgewordenen Kuh, die ihn spiegt. Er stirbt. Im Paradies des Westens, einem Elysium indischer Phantasie, erwacht er: und hier trifft er die inzwischen auch gestorbene Geliebte, Vasitthi, die nun ihre Erlebnisse seit der Trennung von dem Geliebten erzählt. Die im Geist Buddhas schon auf Erden begonnene Läuterung der beiden Liebenden wird im „Paradies des Westens“ der noch fernen Vollendung entgegengeführt. Von der Vergänglichkeits der Paradieseswonne überzeugt, verlassen sie endlich freiwillig den himmlischen Lustgarten und entschweben in das Reich des hunderttausendfachen Brahma, um als Zwillingsternenpaar wunschlos mit den Myriaden anderer Sterne im Weltraum zu kreisen. Alles irdische Maß endet hier. Millionen von Jahren schweben und kreisen sie in ruhevullem Glanz. Sie führen auch jetzt Zwiesprache mit einander; aber zwischen Rede und Antwort liegen Jahrtausende, die die Verklärten in ihrem Sternzeitmaß als ein Nichts empfinden, eine kurze, dem Sinnen gewidmete Gesprächspause. Doch ist dieser erhabene Zustand noch immer nicht die Vollendung der Lehre Buddhas. Es giebt Weltendämmerungen. Auch Sternenlicht ist dem Untergang unterworfen. Das Beste und Höchste alles Erreichbaren ist die freiwillige Rückgabe des Einzel-Ich an

das III. Bafitthi- und Kamanita erreichen endlich dies Höchste. Mit einem allerletzten Wollen lassen sie sich verlöschen, „wie eine Lampe erlischt, wenn sie den letzten in ihrem Doch aufgefogenen Oeltropfen verzehrt hat.“

Dieser Legendentroman gehört zu den Büchern, die ihr Bestes erst hergeben, ihre Schönheiten erst ganz enthüllen, wenn man sie öfter liest. Die fesselnde Handlung und der Reiz der fremden Welt ziehen bei erstem Durchlesen die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Feinheiten ab. Es ist das tragische Schicksal vieler der besten Bücher, daß sie niemals dazu gelangen, richtig erfasst zu werden, weil Niemand heute die Zeit hat, sie mehr als einmal zu lesen. Die Bücher der virtuosen Ausdruckskunst, in denen alles Innerliche Aeußerung geworden ist, effektvolle, womöglich verblüffende Aeußerlichkeit, sind es, denen unsere Zeit gerecht wird. Denn sie geben Alles, was sie zu geben haben, auf den ersten Blick; das Innere ist in ihnen vom Aeußeren so vollkommen resorbiert, daß es mit ihm zugleich restlos aufgenommen wird. Die anderen aber, in denen Empfindungen und Gedanken noch hinter dem Ausdruck stehen, also ein Wenig gesucht sein wollen, brauchen Leser, die in der Stille leben und Zeit haben; aber von diesen beiden Vergünstigungen des Himmels fehlt uns im besten Fall immer eine.

Bärenfels im Erzgebirge.

Frieda Frein von Bülow.



## Sakralbaukunst.\*)

**V**or den gewaltigen Kirchenbauten der Vergangenheit, wo wir mit der sichtbaren Schönheit die bezwingende Kulturstimmung genießen, die von solchen Symbolen einstiger Volkskraft ausgeht, vergessen wir leicht, welch sachlich empirischer, ja, nüchternen Sinn diese Gebäude gebildet hat. Dem intellektuellen

\*) „Moderne Baukunst“: so nennt Herr Karl Scheffler ein (bei Julius Bard erscheinendes) Buch, das weniger, doch auch viel mehr giebt, als der arme Titel verräth. Nicht eine abschließende Darstellung modernen Baukunststrebens, aber eine Fülle anregender Gedanken zu einer modernen Aesthetik. Ein feines Buch; also feins für Fachmenschen. Schefflers Arbeiten sind immer Reichten; sind Versuche, mit Erlebtem, Erfühltem, Erkanntem sich ernst und furchtlos auseinanderzusetzen; furchtlos auch vor widrigen Konsequenzen, die das Weltbild einer jungen Seele entfärben könnten. Und diesmal giebt der selbständige Stilist (der jetzt „Kunst und Künstler“, unsere erste und [nicht im Sinn simperlicher Philister] vornehmste Kunstzeitschrift, leitet) sich noch intimer, schlichter und deshalb liebenswürdiger als in seinem schönen Liebermannwerk. Hier ist ein Kapitel aus dem Buch; ich hoffe, es wirkt seinen stillen und ernststen Reizen recht viele Freunde.

Romantiker der Gegenwart ist, als könne diese „gefrorene Musik“ nur so geschaffen worden sein, wie er sich etwa die Entstehung der „Reunten Symphonie“ denkt: im heiligen Uberschwang des Gefühles, durch die geniale Inspiration einer begnadeten Individualität. Man liebt es heute, den Geist der Geschichte und die unsichtbaren Kulturkräfte zu individualisieren. Darum erleben wir einen Geniekultus, während das lebendig Geniale uns doch fremd bleibt, erleben eine Individualitätsvergötterung ohne Maß und Ziel, so lange sie rein theoretisch betrieben werden kann. Ein Geniales oder Ideales in diesem Sinn ist in den alten Kirchenbauten aber gar nicht enthalten. Was wir so nennen und dem einzelnen Künstler zuschreiben, ist immer das Genie eines religiösen Gemeinsamkeitgedankens, einer sozialen Kulturidee gewesen. Die einzelnen Baumeister haben sich den deutlichen Forderungen dieser Kultideen gegenüber nicht im Geringsten anders verhalten, als ein Architekt wie Messel heute thut, wenn er Waarenhäuser zu bauen hat. Genau so rationell, wie er ein ganz nüchtern profanes Bedürfnis einkleidet, haben die Kirchenbaumeister des Mittelalters Formen geschaffen, wie sie vom Ritus verlangt wurden. Den hohen Schwung, die ideale Schönheit brachte nicht der Mann aus den Tiefen visionärer Begeisterung hervor, sondern das hoch geartete geistige Bedürfnis, das ihn und alle seine Genossen führte. Das Ornament ergab sich fast von selbst, als das Gerippe vorhanden war. Genau so viel Wirklichkeitsinn wie ein Architekt, der moderne Landhäuser baut, mußte der Künstler aufwenden, der einen Dom errichtete. Nur: wo Jener Küche und Wohnstube dem Zweck entsprechend gestaltet, da gliederte Dieser Riesenträume für genau bestimmte gottesdienstliche Handlungen. Der höhere Zweck, nicht eine persönliche Befinnung erhöhte den Künstler. In der Baukunst schafft sich der Künstler nicht die Aufgaben: die Aufgaben machen den Künstler.

Die Bedürfnisse gottesdienstlicher Handlungen sind von vorn herein ganz geistiger Art. Und darum schaffen sie stets den symmetrischen Grundriß; sie selbst sind bereits ein Leben gewordenes Ornament. Ist die Unregelmäßigkeit das charakteristische Abzeichen der Profanbauten, so ist die Regelmäßigkeit das der Sakralanlagen. Die feierlichen Handlungen bedürfen zur eindrucksvollen Bildwirkung der Symmetrie und Harmonie in sich selbst und in ihrem Architekturrahmen. So wird schon in diesem Punkt der Ritus zum Künstler. Neben dieser Forderung allgemeiner Natur erhebt die Kultidee aber auch solche mehr spezifischer Art für die Gliederung des Raumes. Der Gottesdienst des frühen Mittelalters brauchte einen Ort, wo das Allerheiligste in mystischer Abgeschlossenheit gedacht werden konnte, eine dem dreieinigen Gott geweihte feierliche Stätte, die von dem Volk nicht betreten werden konnte: so entstand das erhöhte, über der Krypta erbaute Chor, mit seinem geheimnißvoll durch bunte Fenster fallenden Licht und dem Hauptpunkt der ganzen Kirche: dem Altar. Sodann

forderte der Kultgedanke Nebenaltäre für die Heiligen, für die Vermittler der Gnade, in bestimmter Gruppierung um den Hauptaltar; und daraus ergab sich für den Architekten von selbst die franzosige Anordnung der kleinen Nebenkapellen um das Chör. Auf den Nachgeborenen wirken diese reizvollen Anbauten nun freilich, als wären sie allein aus einer Kunsterwägung entstanden; und daß diese dann genial genannt wird, ist freilich nicht zu viel gesagt, weil die That es im persönlichen Sinn wirklich wäre. So konsequent die feierliche Liturgie, der Pomp der Umzüge die Choranlage forderte und erfand, so schnell haben doch spätere Mönchsorden das Beschaffene ohne Scheu dann verändert. Als das Priesterbewußtsein sich immer schärfer vom naiven Laienempfinden schied und der erstarkende Kastengeist in der Kirche eine sichtbare Absonderung der Gemeinde vom Klerus durchsetzte, entstand das Querschiff, das die Priester vom Volk und dieses vom Altar energisch trennte. Und wieder brauchte der Architekt der Weisung nur zu folgen, um ein Bauglied zu bilden, das die gewaltige Steinmasse in unvergleichlicher Weise zu gliedern und zu vervielfältigen vermag und als von einer genialen Architekturphantasie erdacht angesprochen werden könnte, auch oft wohl angesprochen wird. Neue Mönchsorden, wie die Franziskaner, wollten später dem Volk wieder predigend nahekommen; und sie kastirten daher ohne Bedenken das trennende Querschiff zu Gunsten der einfachen, ungegliederten Predigthalle. Immer folgten also die Baukünstler den Kultgedanken; auch dann wieder, als eine neue Trennung von Volk und Klerus den Chör und Schiff absolut scheidenden Letzner erfand. Die feierliche Messe hat das Chör erdacht; ohne die Sonderansprüche eines starken Klerus hätte es nie das Querschiff gegeben; und die Heiligeneverehrung hat die Kapellenfränze entstehen lassen. Es ist darum eine ganz moderne Sentimentalität, in all diesen Dingen Werke freier Schöpferphantasien sehen zu wollen. Solche Freiheit könnte nur Willkür sein. Selbst die schöne Einzelform, das Ornamentale vermag allein an organisch aus Bedürfnissen entstandenen Bauweisen zu wachsen. Eins hängt immer an Anderen und alle Kräfte zusammen bringen hervor, was hinterher dann „Stil“ genannt wird.

Eine moderne Kirchenbaukunst kann darum nur zu würdigen und lebendigen Architekturformen kommen, wenn sie unumgängliche Bedürfnisse einzufleiden hat. Die Hauptfrage muß daher lauten: Sieht es solche Bedürfnisse in unserm protestantischen Gottesdienst und wie sind sie beschaffen? Daß sie durchaus anderer Art sein müssen als die früherer, katholischer Zeiten, wird wohl nirgends klarer, als wenn man dem protestantischen Gottesdienst dort einmal beizwohnt, wo dafür eine alte katholische Kirche benützt wird, wie es in Nord- und Mitteldeutschland an vielen Stellen der Fall ist. Mit äußerstem Mißbehagen bemerkt man dann, daß die großräumigen Bauwerke nur zum Theil benützt werden, daß der Raumgedanke nirgends paßt, ja, den Kultus-



handlungen geradezu widerspricht und daß der Geist des Modernen die alten Hallen nicht zu füllen vermag. Es ist die Geschichte aus dem „Göz von Berlichingen“ von Hansens Küras. Nur ist es hier keine wagemuthige Jugend, die einst in die zu weite Rüstung hineinwachsen wird, sondern ein verdorrtes Streijenthum, dem die Kleider der Männlichkeit zu weit geworden sind. Hinter dem der Gemeinde nah gerückten Altar dehnen sich tiefe Räume; dort zogen früher die Mönche in feierlicher Prozession. An den Seiten gähnen leere Querschiffe, die zu Vorhallen geworden sind, das gesprochene Wort verflattert im zu weiten Raum, der Klang der künstlich irgendwo eingebauten Orgel bricht sich unter den steilen Gewölben und eine frostige Atmosphäre des Todes liegt über der wie verloren im Niesentraum sitzenden spärlichen Gemeinde. Es kann nicht passen, denn die Ziele sind nun ja prinzipiell andere geworden. Nur in kleinen versprengten Volkstheilen ist der evangelische Christengedanke noch lebendig. Diese aber können allein in Frage kommen, wo von moderner Kirchenbaukunst die Rede ist. Heuchler, seien sie es bewußt aus Rücksicht auf Staat, Obrigkeit und gesellschaftliche Stellung oder unbewußt aus Mangel an Selbsterkenntniß, haben keine formbildenden Bedürfnisse, können also dem Baukünstler nicht Aufgaben stellen. Die kleinen Gemeinden aber bedürfen nicht eines riesenhaften Gotteshauses. Ihre Bedürfnisse sind durchaus von der katholischen Schaustellung abgewandt. Nicht die Liturgie ist in ihrem Gottesdienst mehr die Hauptsache, sondern die Predigt. Deshalb tritt die Bedeutung des Altars und des Altarraumes, des Chors, zurück und die der Kanzel in den Vordergrund. Es giebt im Protestantismus nicht einen Klerus, dem die Kirche gehört und der vor den Laien Rechte voraus hat, sondern die Gemeinde ist Eigenthümerin der Kirche und aller Plätze. Dadurch, daß das gesprochene Wort der Predigt das Wesentliche ist, stellt sich das Bedürfniß nach nicht zu großen und nicht zu hohen, noch ungegliederten Räumen ein; es kommt darauf an, die Gemeinde möglichst eng um den Priester zu versammeln: und so entsteht von selbst die Forderung nach Emporen, die seit einigen Jahrzehnten ganz aus unseren Kirchen verbannt worden sind. Das Motiv der Kolossalität fällt als schädlich von vorn herein fort; gebraucht wird ein würdiger Saal von mäßiger Größe. Daneben sind dann kleinere Räume nöthig, für den Konfirmandenunterricht, für Taufen oder kleine Trauungen. Wenn sich die Küster- und Pastorenwohnung unmittelbar der Kirche anschließt, wird es von großem Vortheil sein; und es empfiehlt sich sogar noch ein Versammlungsraum für die Gemeindeglieder. Denn diese kleine moderne Protestantikirche ist in ihrem Wesen ein Gemeindegeld, der Priester ist Angestellter einer Kommune und der Gottesdienst ist eine Zusammenkunft freier Menschen, die ein freies Bedürfniß, nicht ein katholischer Gewissenszwang zusammenführt. Der Gottesgedanke ist praktisch sozial geworden; er soll nicht mehr als Fanfare über Stadt und Land hin-

tönen. Er braucht darum nicht Glocken. Wer nicht von selbst kommt, mag draußen bleiben; und wenn selbst eine Verkündigung des Gottesdienstes erwünscht wäre, könnte sie in der Großstadt über die nächste Umgebung nicht hinausreichen. Damit wird aber der Thurm unnützig. Um so mehr, als von einem Dominiren dieses Baugliedes in der modernen Stadt nicht die Rede sein kann. Nach hundert Schritten verschwindet der höchste Thurm hinter den Riesenfassaden der Stadthäuser. Das Alles sind Voraussetzungen, die denen der alten Kirchenbaukunst absolut widersprechen. Von ihnen aber muß der Architekt ausgehen, wenn er Lebendiges schaffen soll. Doch wird es ihm nur in ganz seltenen Fällen gestattet, weil sich unsere großen Stadtgemeinden zu diesen thatsächlichen Bedürfnissen nicht bekennen mögen. Und es auch nicht können, eben ihrer Größe wegen. Denn ihre große Mitgliederzahl beweist für Den, der unsere Verhältnisse kennt, ganz überzeugend, daß der wahre christliche Geist in diesen Quantitäten nicht lebendig ist. Zu drei Vierteln bestehen heute die protestantischen Gemeinden aus Mitläufern und Gewohnheitmenschen. Die bestimmen dann kraft ihrer Majorität das Bild ihres Gotteshauses nach ihrem eigenen Geist.

Ein moderner Gedanke des Kirchenbaues setzt sich originell fast nur in den Gotteshäusern gewisser Sekten in die That um. Und manchmal in einer Dorfkirche. Es sind Sekten gemeint mit dem evangelischen Bekenntniß verwandten Ueberzeugungen, wie man sie in Deutschland freilich selten, aber sehr oft in England und Amerika findet. Diese Länder geben denn auch den besten Boden für eine neuartige Kirchenarchitektur. Man darf freilich nicht an die Dome und Kathedralen des Katholizismus denken, worin die ganze Macht des Papstthumes sich selbstherrlich ausdrückt. Diese Kapellenartigen Kirchlein wirken vielmehr fast wie Profanbauten. Aber sie stellen doch sehr werthvolle Keime für die Zukunft dar. Die Gruppierung ist fast immer durch die Einkleidung ausgesprochener Bedürfnisse originell und lebendig. Den Mittelpunkt nimmt ein geräumiger Predigtraum ein, worin die Sitze meist kreisförmig um eine Kanzel oder nur um ein Rednerpult angeordnet sind. Der Platz des Sprechers steht durchaus im Mittelpunkt des Interesses und also auch der Anlage; der Altar wird zum Abendmahlstisch und dadurch fällt die Choranordnung von selbst fort. Ein Thurm ist selten vorhanden, und wenn es der Fall ist, so ist er organisch als Raumwerth ausgenutzt und praktisch in die Anlage hineinbezogen; oder er ergiebt sich nur aus einer Ueberhöhung nothwendiger Bauteile. Priester- und Küsterwohnungen schließen sich meist diesem Kern an und von großem Reiz ist es, dieses Nebeneinander von Ideal- und Profanarchitektur zu sehen, wenn der Architekt seine Aufgabe begriffen und gelöst hat. Es ist die Sichtbarkeit der Zwecke, was so wohlthut; der Naturalismus, wenn man will. Die kleineren Räume für den Konfirmandenunterricht, für Sonntags-

schulen und ähnliche Bedürfnisse fügen sich in der selben Weise an; selten fehlt ein Raum für die Gemeindeberatungen und einige Sekten sind in ihren praktischen Erziehungsgedanken so weit gegangen, Vereinen von jungen Leuten, etwa Radfahrern, ein Lokal zur Verfügung zu stellen. Die soziale Einsicht, die sich darin offenbart, ist ganz praktisch englisch und amerikanisch. Sie verzichtet auf allen Schein nach außen, auf alle Reklamehaftigkeit für Empfindungen, die doch einmal in der alten Form tot sind, und wendet sich ganz den nächsten Aufgaben zu. Natürlich kann unter solchen Umständen auch der Architekt nicht mit hohen Idealformen antworten. Aber er wird es eines Tages vielleicht können, wenn die hier schlummernden Möglichkeiten sich frei und mächtig in unserer demokratischen Zeit entfalten.

Außerhalb der Sekten giebt es solche Bestrebungen nicht. In Deutschland kennen wir sie überhaupt nicht. Der Kirchenbau liegt ganz in den Händen der Staatskirche und verfolgt darum in erster Linie Ziele staatlicher Repräsentation und Politik. Das Wesen des modernen Protestantismus, das die Idee der Gemeinde und der Selbstbestimmung betont, wird mißachtet, indem man es zum Werkzeug politischer Pädagogie macht; und der Sinn der evangelischen Anschauungen wird verdreht durch Betonung von Außerlichkeiten, die mehr in die katholische Begriffswelt passen. So entstehen dann aus dem Kompromiß zwischen der doch immerhin unvermeidlichen Forderung nach Predigthallen und nach den Mitteln reichere Wirkung die Werke unaufrichtiger, schwankender Kunstgesinnung, die wir in unseren Städten so oft finden. Vor Allem in Berlin, wo es fast ausschließlich neue Kirchen giebt. Dieser Sakralstil entspricht durchaus der halben Mäßigkeit, die von dem Indifferentismus kaum zu unterscheiden ist, dem nackten Skeptizismus, der seine Kälte des Denkens und Fühlens puritanisch hinter monumentalen Kirchenfassaden verbirgt, und der reglementirten Staatsreligion, die als Moralpolizei auftritt und vor die sozialen Abgründe der Zeit ihre reich verzierten Kirchencoulißen stellt. Wie die äußere Form des Ritus geblieben ist, nachdem der belebende Geist längst daraus verschwunden ist, so sind auch Architekturformen geblieben, die einst in lebendiger Fühlung mit Bedürfnissen entstanden, heute aber praktisch wesenlos geworden sind. Sie werden neu gruppiert, „modern“ arrangirt und den aller-nothwendigsten Gebrauchsziwecken angepaßt. Von einer Entwicklung des Einzelnen aus einem Ganzen ist nie die Rede. Und doch glaubt man, eine eigene Kunst zu besitzen. Da der christliche Geist einst die Bauformen der Gotik geschaffen oder doch intensiv benutzt hat, baut der protestantische Kirchenbaumeister am Liebsten in diesem „Stil“ und ist überzeugt, daß er mit der Hilfe auch den Inhalt in unser Jahrhundert hinüberretten könne. Früher schuf der Sinn die Form; heute ist es umgekehrt: die Form schafft den Sinn.

Es weht kalt und frostig von dieser nachgeborenen Gotik her. Künst-

lich und peinlich wirkt vor Allem die Stilcombination, die der Baumeister Opus, der Berlin und Norddeutschland mit vielen protestantischen Kirchen versorgt, erdacht und systematisch ausgebildet hat. Dieses Beispiel sei gewählt, weil es dem Künstlerthum Opus nicht an Geschicklichkeit, Erfahrung und selbst nicht an Geist fehlt und weil er die meisten Kollegen überragt. Um so sprechender ist die Mäßigkeit dieser eifrigen Kunst, wenn man sie mit Dem vergleicht, was einst organisch in willenskräftigen Zeiten entstanden ist. Ein solcher Fabrikbetrieb, wie dieser vielbeschäftigte Architekt ihn lange Zeit durchgeführt hat, kann ja nur zu Schablone und Phrase führen. Fast immer galten diese Kirchen, wenn sie enthüllt wurden, als Ereignisse künstlerischer Art. Aber es ist etwas Großes um den stillen Wahrheitsinn des Lebens. Unerbittlich und doch mit einer Gerechtigkeit, die nie um eine Linie den Weg des Gesetzes verläßt, weist die Zeit den Künstlern in jedem Fall ihre Fehler und Unwahrhaftigkeiten nach. Sie deckt jeden Kompromiß, jede schlaue Augentäuschung auf, zeigt überzeugend, wo das wahre Gefühl und wo die Routine gebildet haben: und so stellt sie Zeugnisse aus, gegen die es eine Berufung nicht giebt. In dieser Weise wird auch Opus Kirchengothik kritisiert. Es zeigt sich, daß sie unter dem Deckmantel salbungsvollen Ernstes ohne tieferes Verantwortlichkeitsgefühl ist. Was geistvoll ausseh, ist eine schwächliche, ganz profane Skottererie; das Einfache enthüllt sich als Gedankenarmuth und das vorgeblich Natürliche als kluge Kompilation. Es ist eine frisirte und parfümirte Gothik; das ganze Rüstzeug der Stilwissenschaft wird angeboten, um ein Nichts zu beweisen. Spiel bleibt Alles, feminines Spiel mit Dem, was uns heilig sein sollte; eben so wie im Gottesdienst der ethische Religionsgedanke zur poetisch oberflächlichen Spieleterei beschränkter Geister geworden ist. Man ermesse nun aber den Durchschnitt unserer Kirchenbaukunst, wenn Opus Werke den besten modernen schon gezählt werden müssen.

Maßgebend für den Grundriß sind fast immer Stilgedanken und Gewohnheiten, nicht Bedürfnisse. Es gilt als unumgänglich, daß die Kirchenachse sich nicht in der West-Ost-Richtung erstreckt und daß das Chor mit dem Altar nach Sonnenaufgang liegt. Dieser Aberglaube thörichtester Art verhindert in den meisten Fällen eine günstige Placirung innerhalb des verfügbaren Bauplazes. Die Betonung des Altars und die Beibehaltung des Chors ist Etwas, das dem protestantischen Gottesdienst ebenfalls widerspricht. In neuerer Zeit, wo die Repräsentation sich verdrängt, wird das Chor wieder durch bunte Glasfenster und anderen Stimmungsgauber zu dem mystisch feierlichen Ort des Allerheiligsten gemacht. Es ist das katholische Prinzip der Schaustellung. Man arbeitet, wie im Theater, vor Allem auf Stimmung, auf romantische Wirkungen: und vergißt darüber das Bekenntniß. Eben so sinnwidrig ist darum auch die Erhöhung des Chors und die Altarschranke. Eine Folge dieser Betonung des Altars

ist, daß auch die Mittelachse hervorgehoben wird. Es giebt fast nirgends Kirchen bei uns, die nicht den breiten Mittelgang aufweisen; und er hat doch nur dann einen Zweck, wenn feierliche Prozessionen hindurchziehen. Dieser werthvolle Platz wird den Sigen genommen, die sich an den Seiten des Schiffes ohne ersichtlichen Grund zusammendrängen. Es giebt denn auch in unseren Stadtkirchen überall zu wenige Sige; und ein thörichtes Vorurtheil verbietet das Anbringen von Emporen. In den protestantischen Kirchen aus der Barockzeit (Norddeutschland zeigt glänzende Beispiele) sind Emporenanordnungen vorbildlicher Art geschaffen; dort brauchte nur angeknüpft zu werden. Aber es soll doch Gothik sein. Der „Stil“ hat das erste und letzte Wort und der Stil verbietet die Emporen. Durch die Mittelachse wird ferner die Kanzel nothwendig an die Seite gedrängt, wo sie doch im Mittelpunkt des um sie gruppirten Gestühls sein sollte. Aber der Architekt braucht noch reichere Wirkungen und stattlichere Raumercheinungen, als die einschiffige Predigtkirche bieten kann. Er baut sie also dreischiffig, wenn ihm gerade die Lust kommt. Und der Priester widerspricht nicht; fühlt doch auch er sich der Autorität des „christlichen Stils“ unterworfen. Breite Pfeiler trennen nun die Schiffe; sie verdecken den Prediger und zerstäuben den Schall seiner Worte. Aber Das thut nichts; die Aesthetik ist gerettet. Noch nicht genug damit: der Baumeister schreiet zur Anlage eines Querschiffes, das in diesem Fall ganz absurd ist. Er stellt, symmetrisch und geradlinig, in der Richtung des Langschiffes, im rechten Winkel zum Gestühl des Hauptschiffes natürlich, Bänke darin auf. Die da Sitzenden sind vom Prediger zwar abgewandt, aber darauf wird nicht Rücksicht genommen. Mögen die Kirchenbesucher doch hinter einer Mauerrede sitzen, nur verworrenen Widerhall vernehmen, statt klarer Worte, und gegen nackte Mauern stieren: das architektonische Prinzip ist das Wichtigere. Und trotz dieser reichen Gliederung ist der Baumeister dann doch stets ungewiß, wo er die Orgel unterbringen soll. Eine komische Rathlosigkeit herrscht in diesem Punkt, eben weil nicht nach Bedürfnissen, sondern nach der äußeren Wirkung disponirt wird. Von außen gesehen, ärgern die Bauformen das Gefühl für Zweckmäßigkeit in peinlichster Weise. Um das Chor läuft ein Kapellenkranz, als wären dort Heiligenaltäre aufgestellt; aber es liegen nur Sakristeien, Konfirmationszimmer und Dergleichen dahinter. Es wurde schon gesagt, daß der Thurm beim protestantischen Gotteshaus ganz vermißt werden kann. Bei den Bauten der repräsentirenden Staatskirche ist er jedoch die Hauptsache. Frühere Zeiten bauten zuerst praktisch ihren Versammlungsraum und fügten den Thurm an, sobald die Mittel dafür aufgebracht worden waren. Heute möchte man lieber einen Thurm ohne Kirche als eine Kirche ohne Thurm bauen. Dabei ist dieses Bauglied etwas ganz Willkürliches geworden. Der Thurm ist nie so in die Gesamtanlage hineinbezogen, daß er nothwendig und praktisch ausgenutzt erscheint, sondern macht fast immer

den Eindruck von etwas Angefügtem. Man könnte gleich einen Campanile bauen, ohne der Kirchenanlage im Geringsten zu schaden. Thurm und Bloden: Das gilt als das Wesentlichste. Die Reklame für die Staatsraison der religiösen Idee, Reklame durch das in die Augen Fallende, durch möglichst lautes Getöse. Die Abwesenheit der religiösen Mahnung kann ja längst nicht mehr vom Kirchturm herab gepredigt werden, seit er nicht die ganze Stadt ragend beherrscht, seit sich die Blodentöne im Lärm der Straße schnell verlieren. Die größten Theile der meist beschränkten Bausummen werden trotzdem auf solche dekorativen Dinge verwendet. An der romanischen Kirche hatten die Ecktürme einen Zweck; es waren Treppentürme, die zu den Emporen hinaufführten. Und wo einem Dom ein gigantischer Thurm angefügt wurde, war es wirklich ein inneres Gefühl, das ein sichtbares Zeichen seiner Kraft forderte. Davon ist heute nicht die Rede. Es „gehört sich so“: Das ist der eigentliche Grund. Warum? Wozu? Niemand weiß es zu sagen.

Bemerkenswerth ist eine Nuance, die in letzter Zeit öfter als früher sichtbar wird. Immer aufdringlicher wagt sich eine seltsame, kunstgewerblich Kleinliche Prachtentfaltung im Innern der Gotteshäuser hervor. Es ist der katholische Hang zum Bunten, Schmuckhaften, nur großstädtisch raffiniert und fast pervers gemorden. In Deutschland hält sich diese Tendenz noch zurück; aber sie wird sicher auch bei uns Fortschritte machen, wenn erst die äußeren Bedingungen gegeben sind. Das Heimathland dieses religiösen Snobismus ist Amerika. Das Christenthum der reichen amerikanischen Lady liebt, in schwülen, boudoirmäßig und mystisch zugleich ausgestatteten Räumen, in einer Umgebung kostbarer Tiffany-Eleganz zu beten. Diese Art von Gottesdienst ist gar nicht weit davon entfernt, die Madonna mit der Venus zu verwechseln. Das hat auch die Renaissancezeit gethan. Aber damals geschah es in ganz männlicher, schöpferisch leidenschaftlicher Weise; heute weht eine Luft müder Schwächlichkeit, feiger, heuchlerischer Perverstätt und hysterischer Naturwidrigkeit durch das künstliche Gebahren. Wenn es auf diesem Wege weitergeht, werden wir auch bei uns erleben, daß reiche Damen der Kirche Schöpfungen subtilster Gewerbeskunst, Lampen, Teppiche, Decken, Kerzenhalter, Altarbilder, Skulpturen, Abendmahlstische und Räucherkerzen weihen, wie katholische Gläubige das hölzerne Christuskind mit Heubüchsen und Kleid beschenken. Wo der religiöse Sinn einmal durch Formeln ersetzt wird, sucht die Laune die leere Hülle zu füllen.

Man kann sich vorstellen, wie ein Geschlecht, das in diesem Maße die Grundsätze lebendiger Baukunst vergessen hat, rathlos einer Aufgabe gegenüberstehen muß, wie sie eine halbkirchliche Aufgabe: das Krematorium, bietet. Hier geräth die Künstlichkeit des Empfindens in eine wahre Zwickmühle und es zeigt sich, daß der Architekt im langen Schlendrian die Fähigkeit eingebüßt hat, selbst lebendig moderne Bedürfnisse einzukleiden. Erstens soll eine Kapelle gebaut

werden, ein hallenartiges Versammlungsgebäude. Aber es darf im Aeußeren nicht spezifisch protestantisch, nicht katholisch und nicht jüdisch sein, sondern muß jeder Konfession weihenolle Empfindungen erwecken, ohne zugleich an eine andere zu erinnern; denn im Krematorium ist man interkonfessionell. Der Eindruck soll feierlich sein, aber die Kunstmittel, womit solche Wirkung innerhalb eines bekannten Stils erreicht werden könnte, sind nur ganz bedingt zulässig. Da bleiben also höchstens die zeit- und rassenlos gewordenen griechischen Formen übrig. Das ist schon ein sehr niedriges Problem. Die selbe Schwierigkeit wiederholt sich im Inneren des Andachtraumes, kompliziert noch durch Fragen der Anordnung. Zum Hauptpunkt wird meist die Stelle gemacht, wo der Priester steht (wenn einer für solchen „heidnischen“ Gebrauch zu haben ist), und es kommt immer Etwas heraus, das an den Altar erinnert. Natürlich nur äußerlich, nur dekorativ. Das dritte Problem ist drastisch: da ist ein Ofen, der einen hohen Schornstein braucht. Was, um des Himmels willen, soll der Zögling historischer Stile mit einem ganz gemeinen Schornstein beginnen? Er feuert und verbirgt ihn an irgend einer Ecke unter einem architektonischen „Mantel“. Das heißt: er macht einen Thurm für Bogenschützen daraus oder einen Obelisken oder sonst einen architektonischen Anachronismus. Da er aber sehr für die Symmetrie ist, bildet er, auch da, wo ein Wechselbetrieb zweier Oefen nicht stattfindet und der zweite Schornstein also überflüssig ist, flugs noch eine gleiche Form an der anderen Ecke: und nun weiß Niemand mehr, wo der richtige Schornstein steckt. Die Kunst hat wieder einmal über die rohe Materie gesiegt.

Sieht man sich die bisher gebauten Krematorien an, so wird man gestehen müssen, daß es zum größten Theil architektonische Mißbildungen sind; entweder ein Gemisch von Tempel und Waschanstalt oder monumentale Gewächshäuser. Alle Fragen moderner Baukunst treffen wie in einem Punkt hier zusammen; und gerade darum gehört diese Aufgabe zu den dankbarsten der neueren Sakralkunst. Die einzukleidenden Bedürfnisse sind so deutlich, daß nur der Konsequente sie zu bewältigen versuchen kann. Die Halle für die Feier, mit ihren bestimmten Erfordernissen: Das ist das eine Motiv; der Schornstein und die Verbrennungsanlage das andere. Das Ragende, das im Kamin liegt, kann sehr wohl zur Monumentalität gesteigert werden und die Verbindung mit der Vorhalle läßt sich herstellen, wenn die Art berücksichtigt wird, wie der Sarg durch die Wand oder den Fußboden in den Ofen hinabgleitet. Der Architekt, der es unternimmt, eine Lösung für diese der Form harrenden Bedürfnisse zu finden, wird vorher verzichten müssen, Christ zu heißen. Mit dem christlichen Dogma ist die Leichenverbrennung unvereinbar. Der Gedanke an die Auferstehung ist an die Erhaltung des Körpers in irgendeiner Form gebunden. Das heißt: an die Illusion von dieser Erhaltung. Die Idee der Verbrennung ist der modernen, der rationalistisch-philosophischen Weltanschauung

entsprungen und hat sogar eine verborgene Spitze gegen das konventionelle Christenthum. Die „Auflösung in die Elemente“: der Gedanke ist dem christlichen gegenüber revolutionär; er kündigt eine neue Zeit und neue Weltbegriffe an. „Erde zur Erde“: Das ist für die christliche Kirche unerträglich.

Diese neue Weltanschauung, die sich in solchem Beispiel ankündigt, ist latent überall in den neueren Kulturbestrebungen vorhanden. In ihr verbirgt sich viel von dem eigentlichen, fortschreitenden religiösen Empfinden der neuen Menschheit. Denn so sehr sich das Bedürfnis, dessen Befriedigung Religion genannt wird, wandelt, welche seltsame Formen es auch annimmt: ganz stirbt es nie aus. In irgend einer Weise metamorphosirt es sich stets; und wenn es genug Erkenntnisse gesammelt hat, tritt es als Bekenntniß ans Tageslicht. In den mannichfachsten Bestrebungen ist dieses auf Welterkennung und Weltbejahung gerichtete Wollen erkennbar. All die stürmischen philosophischen Dogmen, die in unseren Tagen aufkommen und wieder verworfen werden, all die mit Schlagwörtern wie Monismus, Pantheismus, Uebermenschenthum usw. bezeichneten Geistesrichtungen haben den dunklen religiösen Drang gemeinsam. Dieser Instinkt ist durch die Schulen der Naturwissenschaften gegangen, hat bei Haeckel die natürliche Schöpfungsgeschichte gelernt und alle Zweifel und Qualen des Materialismus am eigenen Leibe erlebt. Er sucht an die Stelle des verlorenen Christenglaubens eine Ueberzeugung zu setzen, die nicht von Einwürfen des Verstandes erschüttert werden kann, und geräth in eine merkwürdige Verehrung der kreisenden Lebenskräfte, des Gesetzes, der Nothwendigkeit und des Schicksals hinein. Diese Verehrung ist wenig mehr als ein reges Gefühl für die ewigen Bewegungsvorgänge im Universum, für den verborgenen Willen in allem Leben; aber dieses unbestimmte Gefühl produziert doch ein starkes Pathos. Und an dieses Pathos knüpfen künstlerische Bestrebungen eigener Art an.

Das vorzüglichste Merkmal solchen Strebens ist eine gewisse Vorliebe für monumentale Primitivität. Bei den Baukünstlern, vor Allem bei den jungen, herrscht der Drang, den Iyrisch erregten religiösen Vorstellungen von der im Dunkel waltenden Macht der Nothwendigkeit architektonische Gegenbilder verwandten Charakters entgegenzustellen. Wir finden diese Versuche ja auch in der Malerei und Skulptur; doch können die Ergebnisse dort niemals so schroff im Widerspruch zur Absicht stehen wie in der Baukunst. Denn wenn der Architekt diesem vagen Drang genugthun will, entdeckt er nirgends auch nur das geringste konkrete Bedürfnis, das in irgend einem Sinne mit seinen Empfindungen zusammenhinge. Er will Tempelkunst machen, aber es giebt keine Tempel; er sucht feierliche Architekturen zu erfinden und kann sich nirgends an eine Wirklichkeit halten. Es ist ausgeschlossen, daß ihm jemals ein Auftrag werden könnte, der auch nur in einem Punkt erlaubte, das Vorgestellte zu realisiren. So bleibt ihm nur das Papier; und da dieses Material



geduldig ist, beginnt eine unerhört kühne Papierkunst sich auszubreiten. Damit ist aber eine Gefahr geschaffen, die nicht leicht überschätzt werden kann. Nirgends verliert der Baukünstler leichter die Selbstbesinnung als am Zeichentisch. Sein rechter Bethätigungsort ist der Bauplatz; und die Wirklichkeiten müssen seiner Kunst Voraussetzung sein. Jedes Maß und Ziel droht denn auch in den Orgien der graphischen Phantasielust unterzugehen. Sie muß ja schlecht sein, weil ihr kein Gegenstand (Das heißt: kein Bedürfnis) gegeben ist; sie vermag ja Formen, die ein Daseinsrecht haben, nicht zu produzieren, weil sie die wichtigste Bedingung vernachlässigen muß: sie ist keine angewandte Kunst mehr, sondern eine anarchisch befreite. Zu allen Konkurrenzdrängen sich die „Architekten-Porten“, wie man wohl, dem heute schon üblichen Sprachgebrauch folgend, sagen muß. Die Empfindung dieser Art moderner Monumentalkünstler ist vorwiegend poetisch; Architekten sind sie erst an zweiter Stelle, insofern ihr Talent sie zwingt, in Raufen und Raumwerthen zu denken. Ein ragendes Etwas steht vor ihrem im Tiefsten ausgewählten Gemüth; doch sehen sie es nur in verschwindenden Umrissen, sehen die Wucht primitiver Silhouetten sich von Dämmerung oder Nacht ungewiß abheben. Im besten Fall sehen sie klar eine Umrisslinie. Die Hauptwirkung ihrer architektonischen Impression vermögen sie künstlerisch festzuhalten, in ihr spiegelt sich dann die schöne Wollung des Künstlers wieder; sobald aber die Durchbildung des vom Gefühl Geborenen beginnt, sobald der Verstand die einzelnen Theile fügen und formen soll, muß das Talent versagen. Denn nun fehlt die lebendige Tradition, die Fülle jener Bauformen, die aus dem Geist einer Zeit natürlich hervorgehen. Es bleibt nur übrig, archaische Kunstformen, so gut es gehen will, zu „modernisieren“ oder primitiv zu bleiben und als Decadencemench einen künstlichen Kyploperstil zu schaffen. Die klarsten, nüchternsten Aufgaben werden vergewaltigt, bis sie geeignet scheinen, Gegenstand für etwas pyramidenhaft Ragendes oder toteninselhaft Tiefinniges zu werden. Der Architekt wird Zeichner und im weiteren Verlauf Theatermaler. Das ist auch eine Folge des Individualitätskultus. Ein Künstler wie Schmitz hatte das Glück, zur rechten Zeit in den Kaiserdenkmälern Realitäten für die Gewaltthaten seines Temperaments zu finden. Aber seine Nachfolge ist wahrhaft schrecklich. Diese Wikingergräber, Bismardthürme, Tempel ohne Bestimmung, Ruhmeshallen und Schloßbauten, schwarz mit Kohle vor wilde Gewitterhimmel (die immer mit zur Architektur gehören) gestellt und das Ganze theaterhaft beleuchtet, sind wahrhaft monströs.

So lächerlich solche Verirrungen sind: man kann sie doch nicht einfach ignorieren. Denn psychologisch wenigstens, für unser junges Architektengeschlecht wie für die Probleme der Sakralbaukunst, sind sie wichtig. Um so mehr, als sie sich in mehr als einem Punkte mit Dem berühren, was die Profanbaukunst in Waarenhäusern, Hafendämmen, Speicher- und Fabrikbauten und ähn-

lichen Gebäuden, die bestimmten Zwecken in primitiver Weise dienen, an Formen hervorbringt. Diese Papierkunst ist ein Zeichen, daß der Drang zur Höhe nicht ruht. Alles Pathos, so geschmacklos es sich auch giebt, ist hoffnungsvoll, weil es einen Anfang bezeichnet. Bedauerlich ist es nur, daß diese Phantasten, worunter oft sehr tüchtige Talente sind, nicht Gelegenheit finden, sich in der strengen Zucht von unausweichlichen Wirklichkeiten zu schulen. Sie könnten in die einfachsten Bauwerke Etwas von ihrem groß strebenden Sinn hineinbringen. Was sie ziellos verschwenden, könnte unserer Miethhausarchitektur nützlich werden; was ihnen mit der Zeit zum Verderben gereicht und sie für praktische Arbeit allmählich unfähig macht, könnte, richtig geleitet, der Gesamtheit Vortheil bringen. Dem selben Pathos, nur intellektualisirt, begegnen wir im Kunstgewerbe; und wenn es dort auch endlose Irthümer erzeugt und große Geschmacklosigkeiten begangen hat, so darf man nicht vergessen, daß es die im Ganzen sehr hoffnungsvolle Bewegung doch hervorgebracht hat. Um diese misleiteten Kräfte aber der Nation nutzbar zu machen, dazu bedarf es der Hilfe der Gesamtheit.

Die Verwirrung ist so groß, daß schon der Sag verkündet werden konnte, zuerst müsse eine Sakralkunst, eine Tempelarchitektur geschaffen werden; der ethisch religiöse Geist werde dann schon kommen und hineinschlüpfen. Das sind Schlussfolgerungen der verzweifelten Thalkraft, der es an Bethätigung fehlt. Eine neue große Sakralkunst wenden wir nie haben, besor wir nicht gemeinsame religiöse Anschauungen und für diese feste Kultusformen haben. Nach ein paar Jahrhunderten möge man nachfragen, ob es so weit ist. In der Zwischenzeit aber giebt es eine Fülle von Arbeit; und die beste Kraft ist für die geringste Aufgabe, wenn sie kulturellen, also allgemeinen Werth hat, gerade gut genug. Es ist durchaus nöthig, daß die Baukunst mit dem Bedürfniß Schritt vor Schritt vorangeht; stellt sie sich nur auf sich selbst, so führt sie in eine Phantasterei, die ihr verderblicher ist als jeder anderen Kunst.

Der Architekt fragt vielleicht: Soll ich den Auftrag, eine protestantische Kirche zu bauen, zurückweisen, weil ich kein gläubiger Christ mehr bin und lebendige Bedürfnisse nicht mehr erkenne? Kann ich, selbst mit Benutzung des vom Besteller verlangten Schemas, nicht etwas Gutes schaffen? Die Antwort verlange er von seinem Gewissen. Nur glaube er nicht, daß für ihn, weil er mehr als ein Maler und Bildhauer Diener sozialer Willensäußerungen ist, das Gesetz der künstlerischen Sittlichkeit nicht gelte. Kann er ganz wahr gegen sich und sein wohlverstandenes Ideal bleiben, indem er den Auftrag ausführt, so hat er Recht; läßt er sich zur Lüge und Phrase zwingen, so verdient er den Namen Künstler nicht, mag er auch viele feine Züge in sein Werk hineinbringen und mit stolzer Ueberlegenheit auf die Schaar der Unzähligen weisen können, denen das Verantwortlichkeitsgefühl noch mehr als ihm abhandengekommen ist.

## Das liebe Geld.

**B**ewahre uns vor theurem Geld: so lautet im deutschen Kaufmannsstand noch immer der Text des Gebetes; und im Cirkus Busch ward gegen den Antichristen gepredigt, der in der holden Gestalt des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch auf die Erde gekommen ist, um die Welt mit der Weisel des hohen Diskonts zu züchtigen. Die Zeiten sind ernst; Ostern ist nicht mehr weit, aber der amtliche Wechselzinsfuß hält sich auf der Höhe, von der er sonst bald nach Neujahr niederzusteigen pflegte. Der Reichsbankleiter hat seine Bedenken über die Entwicklung der Geldverhältnisse nicht verhehlt; sein Institut giebt diesmal zwar eine um 2 Prozent erhöhte Dividende, hats aber wahrlich nicht leicht, seine Diskontpolitik streng durchzuführen. Das Reich, dem ein großer Theil des Reichsbankgewinnes zufließt, zieht dadurch ja Nutzen aus der Geldnoth; wie aber soll es unter solchen Umständen seinen Geldbedarf auf normalem Weg stillen? Die Herren, die glauben, eine Aenderung der Reichsbankverfassung könne uns Perioden theuren Geldes ersparen, verwechseln Ursache und Wirkung. Der hohe Diskont ist natürlich nicht die Ursache, sondern die Folge der allgemeinen Geldknappheit. Ueber die Faktoren, die zusammengewirkt haben, um den Zustand, unter dem wir leiden, zu schaffen, brauche ich hier nichts mehr zu sagen; erwähnen möchte ich nur, daß jetzt auch die Offiziösen einsehen: der verfluchte Terminhandel war nicht so schlimm, geehrte nicht so an den flüchtigen Mitteln wie die Geschäftsart, die ihn heute ersetzt. Dem Herren vom Bunde der Landwirthe ist das Börsengesetz freilich noch lange nicht scharf genug und die Behauptung, daß man per Kasse theurer wirtschaftete als per Ultimo, dünkt sie Schwindel. Daß die Börse auf Schleichwegen das Terminhandelsverbot an mancher Stelle umgehen konnte, hat den Börsengegnern den Anblick der Folgen erspart, die ein wirklich durchgeführter Kassaverkehr für unseren Geldmarkt gehabt hätte. Heute heißt bei vielen Effectengeschäften: Liefern oder Abnehmen per Ultimo, eventuell sofort. Der Käufer muß das Geld für die gekauften Werthpapiere also stets bereit haben und der Verkäufer in der Lage sein, die Effecten spätestens am dritten Tag nach ergangener Aufforderung zu liefern. Bei diesen Quasi-Zeitgeschäften werden also stets bare Mittel gebraucht; der reine Terminhandel, der nur Differenzen ausgleicht, verlangt nicht so viel Kapital. Obwohl die Landwirthschaft, aus deren Kreisen sich die Gegner der Börse hauptsächlich rekrutiren, unter den hohen Zinssätzen mindestens eben so leidet wie Handel und Industrie, werden die Agrarier der Aufhebung des Terminhandelsverbotes sicher nicht zustimmen. Der Antrag könnte den „Blod“ sprengen.

Auch auf der anderen Seite bleibt man leider eigenjinnig. Herr Dr. Koch hat mehr als einmal darüber geklagt, daß die Banken durch ihre amerikanischen Geschäfte dem deutschen Markt viel Geld entzogen und dadurch die Spannung mit erhöht hätten. Die Warnung hat wenig genügt. Erst neulich übernahm wieder ein Konfortium, zu dem auch deutsche Großbanken gehören, eine amerikanische Eisenbahnleihe im Betrage von 28 Millionen Dollars; auch die soll nun an die deutschen Börsen kommen. Was kümmert die Großen die Geldnoth der crapule? Die Reichsbankleitung hat dieses Zeichen der Misachtung nicht ruhig hingegenommen, sondern bewiesen, daß sie über Mittel zur Bähmung der Widerspännigen verfügt. Ein solches Mittel ist die Rediskontirung von Schatzscheinen, die über eine Woche lang täglich erfolgte und bewirkte, daß der Privatdiskont bis auf 5 Prozent anzog. Allzu bequem werden solche unerwünschte Emissionen den Banken danach nicht mehr sein. Wenn sie

auch an Zins- und Wechseldiskont mehr verdienen: das Plus kann durch die Rinder-einnahmen im Effektengeschäft und durch etwa nötige Abschreibungen leicht wieder aufgezehrt werden. Hoffentlich hätten sie sich nun vor unzeitgemäßen Transaktionen. Unsere dreiprozentige Reichsanleihe steht auf 86. Ein schmälicher Kurs. Nicht einmal das kleinste Angebot können unsere Anleihen ohne Erschütterung noch ertragen. Wollen die Banken nächstens etwa Bonifikationen dafür fordern, daß sie deutsche Anleihen unterbringen? Das Reich braucht jetzt wieder Geld (ein kümmerliches Nothmittel, das uns vor dem Ausland blamirt, soll den Bedarf decken); und ich habe von Provinzbankiers schon gehört, sie würden Abnehmer nur suchen und finden, wenn man ihnen besondere Vergütung bewillige. Wir haben nachgerade herrlich weit gebracht.

Die Deutsche Bank hat sich an den erwähnten amerikanischen Geschäften nicht betheiligt; sie läßt sonst solche Geschäfte nicht ungenützt vorübergehen. Hat sie auf Kochs Warnung gehört? Das wäre vernünftig und entspräche der Ueberlieferung eines Institutes, das oft, trotzdem es sich dadurch indirekt selbst schädigte, die Kundschaft vor spekulativen Ausschreitungen gewarnt hat. *Vivat sequens!* Wenigstens sollte man mit amerikanischen Finanzwechseln vorsichtig sein. Daß die Transaktionen Amerikas auf Europa nicht nur zum Ausgleich der von der Alten an die Neue Welt für gelieferte Waaren zu leistenden Zahlungen dienen, hat die Erfahrung gelehrt. Amerikanische Bankiers ziehen nicht selten Wechsel auf europäische Firmen, um sich Geld zu verschaffen. Gegen diese Finanzwechsel haben, wie ich hier schon erwähnte, die Banken von England und Frankreich Abwehrmaßregeln versucht, die aber keinen vollen Erfolg hatten. Deutsche Banken haben amerikanische Wechsel genommen, sie aber, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, nicht auf den Markt gebracht (deshalb hört man von den Transaktionen jetzt nicht mehr so viel wie früher), sondern sich einstweilen mit der Rediskontirung anderer Wechsel beholfen. Die Bankleiter wußten also, daß ihr Verfahren mindestens unzeitgemäß war; sonst hätten sie das Geschäft nicht so heimlich getrieben. Die Amerikaner brauchen das fremde Kapital nicht, um ihre Kassen zu füllen, sondern, um wild und toll weiterspekuliren zu können. Die amerikanischen Eisenbahngesellschaften hatten zuerst die löbliche Absicht, sich in der Aufnahme neuen Geldes zu mäßigen; ihre jüngsten Projekte beweisen aber, daß der Wille zur Enthaltensamkeit wieder geschwunden und der Geldhunger stärker als je ist.

Da der internationale Geldmarkt unnebelt ist und Niemand voraussehen kann, wie die Situation in London und New York sich gestalten wird, so muß man versuchen, den deutschen Geldmarkt vor allzu heftigen Schwankungen zu bewahren, und namentlich dafür sorgen, daß der Verkehr in den Zahlungsmitteln sich möglichst gleichmäßig vollzieht. Nicht alle großen Zahlungen brauchen an bestimmten Terminen geleistet zu werden. Man hat sich so sehr an die Quartalsrhythmen gewöhnt, daß man sich gar nicht mehr aus diesem Schema F hinausdenken kann. Warum aber müssen denn, zum Beispiel, Hypothekenbanken die Aus- und Rückzahlungen ihrer Darlehen unbedingt auf die Vierteljahrstermine verlegen? Hunderte von Millionen werden bei uns alljährlich im Hypothekengeschäft umgesetzt. Wenn die Hypothekenbanken sich entschließen, ihre Transaktionen auf die zwölf Monate des Jahres möglichst gleichmäßig zu vertheilen und nicht mehr auf Terminen zu bestehen, an denen der Geldmarkt ohnehin große Ansprüche zu befriedigen hat, dann wäre schon viel gewonnen. Einzelne Institute, wie die Westdeutsche Bodenkreditanstalt in Köln, haben von Beginn ihrer Thätigkeit an nur Darlehen zu Terminen bewilligt, die nicht auf die Viertel-

jahrsersten fallen, und damit recht gute Erfahrungen gemacht. Warum sollten andere Hypothekendarlehenbanken dem Beispiel nicht folgen? Ferner wäre zu erwägen, ob sich nicht auch für die Pfandbriefinstitute die Einrichtung einer allgemeinen Abrechnungsstelle, eines Clearinghouse, empfiehlt. Die ja meist ziemlich großen Beträge, um die dann nicht sofort bar ausbezahlt zu werden, sondern würden an der Centralstelle verrechnet. Natürlich müßte der Hypothekendarlehensverkehr sich über ganz Deutschland erstrecken und alle Hypothekendarlehensinstitute müßten daran theilhaftig sein; sonst bliebe die Wirkung trotz aller Nähe gering. Die Einrichtung eines solchen Abrechnungsverfahrens war bei der Reichsbank schon geplant; die Schwierigkeit der Geldmarktkontrolle bringt die Sache endlich vielleicht vorwärts. Die Verrückung der Zahlungsstermine ließe sich bei neuen Abmachungen sofort durchführen, wäre aber auch in schon bestehenden Hypothekendarlehensverträgen möglich; Geldgeber und Gläubiger könnten sich über die Rückzahlungs- und Kündigungsstermine wohl fast immer leicht verständigen. Nach den Hypothekendarlehen kämen die Zinscheine der Pfandbriefe in Frage. Auch die werden an den Quartalssterminen fällig und fordern beträchtliche Summen. Pfandbriefbesitzer und Käufer solcher Obligationen würden ihr Urtheil über Werth oder Unwerth dieser Papiere kaum von dem Termin der Couponzahlung abhängig machen. Ob die Zinsen am ersten April und am ersten Oktober oder ob sie am ersten März und am ersten September gezahlt werden, ist gleichgültig; und Niemand wird klagen, wenn öfter als zweimal im Jahr gezahlt wird. Bei kleinen Summen macht es wenig aus, ob man sie in zwei oder in vier Raten bekommt; handelt sich um Tausende, so ist für den Empfänger immerhin wichtiger, ob er zweimal oder viermal im Jahr Geld erhält. Vielleicht könnten auch die Termine für die Auszahlung der Staatsrentencoupons verlegt werden. Nur müßte man natürlich darauf achten, daß nicht all diese Termine wieder auf die selben Zeiten gelegt würden. Jedenfalls muß schnell gehandelt werden. Im Verzug ist Gefahr. Der Zinsfuß ist von größter Bedeutung für das Gedeihen der Wirtschaft; und schon das Jahr 1906 hat gezeigt, daß trotz allem Glanz der Konjunktur die Ertragsfähigkeit der großgewerblichen Betriebe nicht mehr so zugenommen hat wie in früheren Jahren. Eine (zum Theil freilich nur auf Schätzungen beruhende) Zusammenstellung hat ergeben, daß in 460 Aktiengesellschaften, deren Werthe an der Berliner Börse eingeführt sind, auf 2772 Millionen Mark Aktienkapital eine Dividendensumme von 292 Millionen gezahlt worden ist, daß also die Durchschnittsdividende für 1906 etwa 10½ Prozent betrug. Das ist 1 Prozent mehr als im Jahr 1905, während von 1904 zu 1905 ein Plus von 1½ Prozent und von 1895 zu 1898 sogar eins von 1,60 Prozent zu verzeichnen war. Grund der geringeren Steigerung: die Geldnoth mit all ihren Folgen. Der Geldverkehr muß schnell besser geregelt, der Umsatz des Geldes beschleunigt werden. Wird öfter ausgezahlt, dann verliert der Markt nicht an einem Tag (oder im Verlauf einer halben Woche) so große Summen wie in dem heute herrschenden Zustande, dessen Reformbedürftigkeit Niemand leugnet. Der Versuch, verschiedene Fälligkeitstermine festzusetzen, zu verschiedenen Jahres- und Vierteljahreszeiten auszahlen zu lassen, könnte immerhin also nützliche Wirkungen auf die Stabilität des Vorrathes haben. Daß die Kreditbedürfnisse wachsen, ist unvermeidlich und ein Symptom gesunder Entwicklung. Aus der Geldklemme aber müssen wir heraus; und die Wege, die ich gezeigt habe, scheinen mir gangbar. Radon.

## Erzbergerei.

Der Reichstagsabgeordnete Erzberger überwacht bekanntlich streng die Verfassung des Deutschen Reiches und sorgt unablässig für peinlichste Sparsamkeit auf dem Gebiete der Reichsfinanzen; namentlich ist er entschieden gegen ein Zuviel an Behörden und Beamten. Diese an sich gewiß löblichen Bestrebungen des schwäbischen Volksvertreters erscheinen jedoch in recht zweifelhaftem Licht, wenn man prüft, wie er seine Theorie bei dem württembergischen Kriegsministerium, das er besonders gütlich liebt, in die Praxis umsetzt. Sehen wir uns den nicht uninteressanten Fall etwas näher an. Zunächst in Kürze dessen Vorgeschichte.

Bis zum Rechnungsjahr 1904 bezogen die Beamten des württembergischen Kriegsministeriums ein beträchtlich höheres, die des sächsischen dagegen etwa das selbe Einkommen wie die Kollegen aus den übrigen Landesministerien, während die Beamten des preussischen Kriegsministeriums im Gehalt besser gestellt waren als die des sächsischen und württembergischen. Dieser Unterschied erklärt sich daraus, daß die Beamten des preussischen Kriegsministeriums von je her das selbe dienstliche Einkommen wie die ihnen im Range gleichen Beamten der übrigen preussischen Ministerien haben. Beim Abschluß der preussisch-sächsischen und preussisch-württembergischen Militärkonventionen war eine Gleichstellung der sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten mit den preussischen nicht beabsichtigt; durch die Differenzirung im Gehalt sollte zum Ausdruck gelangen, daß das preussische Kriegsministerium die Centralinstanz für die militärische Verwaltung des Reichsheeres bilde. In Wirklichkeit sind denn auch seit der Gründung des Reiches bis jetzt all die zahlreichen militärischen Reglements und Vorschriften, die als Grundlage und Richtschnur für die Verwaltung des Reichsheeres dienen, im preussischen Kriegsministerium hergestellt und sind die prinzipiellen Angelegenheiten der deutschen Heeresverwaltung im Bundesrath und Reichstag vom preussischen Kriegsministerium vertreten worden. Ueberhaupt wurden bisher thatsächlich alle grundsätzlichen Fragen (auch der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung) im preussischen Kriegsministerium erledigt; thatsächlich waren bis jetzt die sächsischen und württembergischen Militärverordnungsblätter im Wesentlichen Abschriften der preussischen.

Run gelang im Jahre 1903 dem sächsischen Reichstagsabgeordneten Dr. Dertel, der erklärt hatte, nicht ruhen zu wollen, bis die Differenzirung im Gehalt beseitigt sei, eine große That. Er bewirkte, daß vom Rechnungsjahr 1904 ab die Ministerialräthe und Expedienten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums im Gehalt den preussischen Beamten der selben Klasse nahezu gleichgestellt wurden. Ohne daß in den staatsrechtlichen Verhältnissen der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung irgendwelche Aenderung eingetreten war, erhielten jetzt die sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten eine sehr große Einkommensverbesserung; dazu kam noch ihre Versetzung in eine höhere Klasse des Wohnungsgeldzuschusses. Während in der Denkschrift zum Reichsetat für 1904 betont war, daß mit Rücksicht auf die finanzielle Nothlage des Reiches für Einkommenserhöhungen nichts geschehen könne, während namentlich die Militärverwaltung die größte Mühe hatte, die Zulagen der Oberstleutenants durchzusetzen, genehmigte der Reichstag anstandslos diese außergewöhnlich große Einkommenssteigerung.

Der Vorber des sächsischen Abgeordneten ließ dem württembergischen Volks-

vertreter Erzberger keine Ruhe. Nachdem in den letzten Jahren die württembergischen Kriegsministerialbeamten mit dem Titel „Geheim“ begnadet worden waren (mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, bis diese Begnadung der sonst in Schwaben nicht beliebten altpreussischen Kultur von der Spree bis an den Neckarstrand gelangte), verlangen die „Geheimen“ Schwaben, getreu dem Spruch: „Wasser allein thut's nicht“, jetzt auch das preussische Gehalt. Herr Erzberger ging furchtlos und mit größter Entschlossenheit vor. Er feuerte in der Reichstagsitzung vom einunddreißigsten März 1906 sofort mit schwerem Geschütz auf Bundesrath und Reichstag. „Durch, daß man den Herren in Stuttgart und Dresden nicht genau das selbe Gehalt gewähre wie denen in Berlin, sei die Reichsverfassung verletzt.“ In gebieterischem Ton fordert er sofortige Sühne. Das Reichssekretariat giebt in der selben Sitzung sogleich dem Drängen nach; der Vertreter des Amtes erklärt, der Herr Staatssekretär werde persönlich wohlwollend prüfen und den Versuch machen, der Frage für den Etat 1907 näher zu treten. In den sächsischen und württembergischen Militäretat für 1907 wurden dann Erzbergers Mehrforderungen eingestellt, und zwar mit der eigenartigen Begründung, daß als Abschluß der Organisationsänderungen die noch bestehende Verschiedenheit in den Gehaltsätzen zu beseitigen sei; die Gründe der auflassenden Verzögerung dieses Organisationswerkes (1871 bis 1907) sind nicht angegeben; auch der sich über sechsunddreißig Jahre erstreckende „Verfassungsbruch“ wird nicht gerechtfertigt. Der Bundesrath genehmigte die Mehrausgaben; nun gelangen sie wohl sicher zur Genehmigung an den neuen Reichstag.

Wie sieht es nun mit der Verletzung der Reichsverfassung?

Mit Recht wird aus der Verfassung des Deutschen Reiches die völlige Gleichstellung der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des sächsischen und württembergischen Kontingents mit denen des preussischen abgeleitet. Davon aber, daß die Beamten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums genau das selbe Einkommen beziehen müssen wie die des preussischen, steht nichts in der Verfassung. Nach der Reichsverfassung ist das preussische Kriegsministerium die Centralinstanz für das deutsche Reichsheer; Artikel 63, Absatz 5 bestimmt: „Behufs Erhaltung der unentbehrlichen Einheit in der Administration, Verpflegung, Bewaffnung und Ausrüstung aller Truppentheile des deutschen Heeres sind die bezüglichen künftigen Anordnungen für die preussische Armee den Kommandeuren der übrigen Kontingente zur Nachachtung mitzutheilen.“ Diese Bestimmung gilt für Sachsen und Württemberg.

Entweder verbleibt nun das preussische Kriegsministerium in dieser bisherigen Stellung, behandelt auch ferner all die verwickelten und schwierigen Angelegenheiten, die central das deutsche Heer betreffen, und vertritt nach wie vor alle grundsätzlichen Fragen der deutschen Heeresverwaltung im Bundesrath und Reichstag. Dann haben die gesetzgebenden Körper des Reiches nicht die mindeste Veranlassung, die Beamten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums denen des preussischen im Gehalt völlig gleichzustellen. Oder (und Das bezweckt wohl Erzberger) das sächsische und das württembergische Kriegsministerium werden durchaus dem preussischen koordinirt, in der Art, daß sie künftig die Vorschriften für die sächsische und für die württembergische Armee selbständig herstellen, erläutern, überhaupt alle grundsätzlichen Fragen der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung selbständig entscheiden. Dann geht die von der Reichsverfassung als unentbehrlich bezeichnete Einheit in der Verwaltung des deutschen Heeres zweifellos verloren; dann

haben wir hier einen verfassungswidrigen Zustand. In dieser Hinsicht genüge, zur Illustration, ein Beispiel für viele. Nach bisherigem Recht ist oft zweifelhaft, ob einem Offizier täglich die „Kommandozulage“ oder das „Tagegeld“ zukommt; für den Lieutenant beträgt die Zulage drei, das Tagegeld zehn Mark. Nun erklärt sich das preussische Kriegsministerium in solchen Fällen für die Kommandozulage, das württembergische aber, bei dem eine solche Entscheidung finanziell weniger ins Gewicht fällt, für das Tagegeld. Und diese Differenzirung preussischer und württembergischer Offiziere kommt unter Umständen in der selben Garnison, auf dem selben Uebungsfeld vor!

So viel über die rechtliche Seite der Sache; jetzt kommt die finanzielle.

Mit Herrn Erzberger sind wir dafür, daß vor Allem der Personalaufwand eingeschränkt wird. Beginnen wir mit dem „Engeren“ des Herrn Erzberger, dem württembergischen Kriegsministerium. Ich verzichte darauf, hier, nach berühmten Mustern, im Schutt der Vergangenheit zu graben; die Ausbeute wäre reich; selbst pikante Sachen à la Kamerun kämen zu Tage. Gehen wir sofort in medias res.

Der neue Etat für das „würtembergische Reichsmilitärkontingent“ fordert unter der Rubrik Kriegsministerium außer dem Kriegsminister 13 Offiziere, worunter 2 Abtheilungschefs, 5 Civilräthe, worunter 1 Abtheilungschef, 25 Bureaubeamte u. s. w., während die dem Kriegsministerium unterstellte, voll besetzte Militärintendantur des nicht vollzähligen württembergischen Armeecorps 1 Intendanten, 1 Oberintendanturath, 6 Räte, 2 Assessoren und 38 Secretariats- und Registraturbeamte aufweist; außerdem sind sowohl für das Kriegsministerium wie für die Intendantur „Hilfsarbeiter“ vorgesehen. Und das Alles für einen kleinen Hercebstheil, der, im Gegensatz zu der preussischen und sächsischen Organisation, keine Jägerbataillone, keine Maschinengewehrtruppen, keine Militärreitanstalt, keine Fahrtillerie, keine Eisenbahntruppe, keine Kadettenanstalt und Unteroffizierschule, keine Zeugmeisterei, keine technischen Institute, kein Festungswesen u. s. w. besitzt! Im württembergischen Militär-etat zeigt sich bei vielen Titeln, die in Preußen und auch in Sachsen die Thätigkeit der obersten Militärverwaltungbehörde besonders in Anspruch nehmen, das tröstvolle Wörtchen: „Nichts“. Wir hören die verwunderte Frage: Was arbeiten denn diese 44 Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums das ganze Jahr hindurch? Man steht da vor dunklen Räthseln. Nur Helios vermag zu sagen, der alles Irdische bescheint; und natürlich Herr Erzberger. Einiges Licht in die Sache bringt allerdings die Etatsarithmetik. Beschränken wir uns auf die Beamten, deren Einkommen jetzt zum zweiten Mal gesteigert werden soll. Nehmen wir an, daß sämmtliche Beamte des preussischen Kriegsministeriums voll beschäftigt sind. Dann ist das reichlich bemessene Beamtenpersonal des sächsischen Kriegsministeriums im Vergleich mit Preußen nur etwa zu drei Vierteln beschäftigt, weil die schon erwähnten allgemeinen, das deutsche Heer betreffenden Materien dort nicht zu bearbeiten sind. Da nun das württembergische Kontingent nur halb so groß ist wie das sächsische (Sachsen zählt mehr als doppelt so viele Truppentheile und Formationen wie Württemberg), Württemberg aber, zum Beispiel, eben so wie Sachsen, 5 kriegsministerielle Civilräthe besitzt, so sind die württembergischen Civilräthe nur etwa halb so stark beschäftigt wie die sächsischen; folglich ist ihre Arbeitslast höchstens drei Achtel von der der preussischen. Wenn das württembergische Kriegsministerium für eine ihm unterstellte Intendantur 5 Civilräthe nöthig hat, so müßte das preussische Kriegsministerium für 18 Intendanturen deren mindestens 90 statt 32 haben. Diese Beweisführung erhebt Anspruch auf mathematische Richtigkeit. Und für diese stuttgarter Civilräthe verlangt Herr



Erzberger, der bei jeder ihm passenden Gelegenheit den sauer verdienten Groschen des deutschen Arbeiters ins Feld führt (trotzdem man in Stuttgart viel billiger lebt als in Berlin), völlige Gleichstellung im Gehalt mit den Berliner Stadträten, also, mit den 1200 Mark Wohnungsgeld, ein Maximaleinkommen von 12 200 Mark.

Geradezu rabenschwarz erscheint aber die Finsterniß, die die Zukunft der württembergischen Armee verhüllt. Einige Monate nach Herrn Erzbergers kategorischem Auftreten gelangte (am zwölften September 1906) im württembergischen Militärverwaltungsblatt die in dem Etatsentwurf für 1907 zur Begründung der Mehrausgaben für die Beamten angeführte neue Eintheilung des Kriegsministeriums zur Veröffentlichung. Diese Behörde wird hier nach preussischem Muster in fünf Abtheilungen zerlegt. Eine Bauabtheilung, eine Remonte-Inspektion u. s. w. fehlen noch; die übrigen Abtheilungen haben zum Theil nur einen, zum Theil gar keinen Referenten; der Vorstand der Waffenabtheilung ist zugleich Chef der Justizabtheilung; der alte Römerpruch: „Inter arma silent leges“ verkört hier seine Geltung.

Soll nun dieser Torso eines großstaatlichen Ministeriums auch künftig als solcher fortbestehen oder will Herr Erzberger die Großmachtstellung Württembergs hier weiter ausgestalten? Weshalb müssen ferner die Schwaben gerade bei der Verwaltungsabtheilung insofern etwas Besonderes haben, als an deren Spitze ein Wirklicher Geheimer Kriegsrath mit 13 100 Mark Maximaleinkommen steht, statt eines Majors mit 6552 Mark Gehalt? Das wäre für die Reichsfinanzen vortheilhafter und entspräche dem Verhältniß in Preußen und Sachsen, wo von je her Offiziere die Chefs des Verwaltungswesens waren. Warum sollte in Württemberg nicht möglich sein, was sich in Preußen und Sachsen für ein viel größeres und schwierigeres Gebiet bewährt hat? Ein Redner braucht dieser Offizier nicht zu sein, da die grundsätzlichen Fragen der württembergischen Militärverwaltung im Bundesrath und Reichstag nach wie vor das preussische Kriegsministerium vertreten wird; wenn sich wieder ein „Fall Hügel“ ereignet, so spricht im Reichstag der württembergische Militärbevollmächtigte. Die etwa in schwarzrothen Gemüthern des Schwabenlandes genährte geheime Hoffnung, daß ein Wirklicher Geheimer Kriegsrath, vielleicht in wirklicher geheimer Fühlung mit Herrn Erzberger, auf Reichskosten besondere Vortheile für die württembergische Militärverwaltung erwirken könnte, wäre nach meiner Ansicht verfassungswidrig, da, wie schon bemerkt, die Reichsverfassung Einheit der Verpflegung und Aehnliches für das Reichsheer verlangt.

Zunächst wird Herr Erzberger vielleicht durch den folgenden Etat, wieder in Wahrung der Reichsverfassung, dem württembergischen Kriegsminister, der sich bei 23 000 und eventuell 32 000 Mark Gehalt ebenfalls jetzt schon eines beneidenswerthen Da-seins erfreut, den Sold des preussischen verschaffen. Im Uebrigen ist bei dieser ganzen Aktion nur klar, daß die erzbergerischen Gehaltserhöhungen nicht in die Rubrik der Denkschrift zum Etatsentwurf für 1907, „Neuregelung des Gehaltes wegen veränderter Dienstverhältnisse oder zum Ausgleich von Härten“, gehören. Denn die Dienstverhältnisse dieser Beamten haben sich bis jetzt nicht verändert; Artikel 63 der Reichsverfassung besteht noch unverändert zu Recht; nach wie vor werden dem sächsischen und württembergischen Kriegsministerium die prinzipiellen Verfügungen und Entscheidungen des preussischen Kriegsministeriums in Abschrift mitgetheilt u. s. w. Von einem Ausgleich von Härten kann aber hier erst recht nicht die Rede sein. Das Gegentheil ist richtig. Die rechtlich in keiner Weise begründete völlige Gleichstellung der sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten mit den preussischen

würde im Besonderen zu einer ganz unbilligen Härte gegen die anderen sächsischen und württembergischen Landesbeamten führen.

Das sächsische und württembergische Kriegsministerium sind in erster Linie Landesbehörden; deren Beamte sind nur mittelbare Reichsbeamte; sie üben nur in den im Reichsbeamtengesetz vorgesehenen Fällen die Funktionen von Obersten Reichsbehörden aus. Gerade von der Centrumspartei in Württemberg wird stets betont, daß das Kriegsministerium eine zur Wahrung der Landesinteressen bestimmte Landesbehörde sei; diese Partei denkt aber durchaus nicht daran, das namentlich in Stuttgart seit 1904 grell zu Tage tretende, die Kritik herausfordernde Mißverhältnis zwischen den Bezügen der Kriegs- und der Civilministerialbeamten durch eine starke Aufbesserung der Civilisten zu mildern oder auszugleichen.

Nehmen wir an, in Folge einer Katastrophe gehe das Reich in Stücke und Herr Matthias Erzberger werde Präsident der Republik Württemberg. Eine seiner ersten Regierungshandlungen müßte dann darauf abzielen, die ganz abnorm hohen Kriegsministerialgehälter auf das Niveau der Civilgehälter herabzuschrauben; kein württembergischer Abgeordneter würde dann zugeben, daß die Armeebeamten ein um mehrere Tausend Mark höheres Einkommen beziehen als die ihnen im Range gleichen Civilbeamten. Seien wir dagegen den etwas wahrscheinlicheren Fall, daß das Gefüge des Reiches fester wird und die Noth der Zeit dazu zwingt, die Behördenorganisation innerhalb des Reiches zu vereinfachen. Dann müßte wohl zunächst, nach badiischem Vorbild, der umständliche und theure Apparat des württembergischen Kriegsministeriums verschwinden. Als Ersatz hätte die Centralinstanz dann etwa je 2 Offiziere und Beamte zu fordern. Also 4 gegen 45! Sapienti sat.

Ich bin selbst Beamter, selbst Süddeutscher und in beiden Eigenschaften durchaus nicht geneigt, unitarischen, die Rechte der Einzelstaaten schmälern den Tendenzen Vorschub zu leisten. Ich wünsche, daß Wortlaut und Geist der Reichsverfassung respektirt werden. Im Reich giebt es leider noch immer viele Beamte, die für tüchtige Leistungen unzulänglich bezahlt werden; und hier will ein Volksvertreter den Inhabern von Einnahmen abermals erhöhte Einnahmen verschaffen. „Was ist schlüssiger als Wasser?“ fragt der Stuttgarter Volkswitz; und antwortet: „Unser Kriegsministerium: es ist überflüssig“. Der Witz übertreibt; aber ich habe wohl nachgewiesen, daß die Arbeit auf den Herren, um die sich handelt, wirklich nicht allzu schwer lastet. Auch im Schwabenland wundern sich viele Leute über die Willfährigkeit, mit der im Reichstag für den württembergischen und den sächsischen Militäretat neue Zulagen bewilligt werden. Zu gönnen ist den Begnadeten ja, aber man weiß nicht recht, warum gerade das württembergische Kriegsministerium ein wahres Dorado für protegierte Offiziere und Beamte werden soll, die in der Armee und im Civildienst nicht vorwärts zu kommen vermochten. Auch nicht, warum gerade Herr Erzberger, der sich sonst als den gestrengen Sparsmeister aufspielt, so eifrig für die Erleichterung des Reichsbüchels eintritt. Haben ihn die katholischen Herren dieser Beamtenzucht als Helfer angerufen? Ist er so freigiebig, weil auch der neue württembergische Kriegsminister ein guter Katholik ist? Einerlei. Ich halte sein Vorgehen für schädlich und habe bedauert, daß er im Reichsschatzamt nicht auf Hindernisse stieß. Wir wollen keinen Militärpartikularismus; wollen auch nicht, daß auf Kosten des armen Reiches die Sonderwünsche begünstigter Männer befriedigt werden. Deshalb habe ich den Schwabenstreich des allzu viel genannten jungen Herrn hier ans Licht gebracht. B.

**Circus Busch**Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr**ROM**

Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.

**Novello-Truppe. Indien in Berlin.****Die Manello Marnitz-Truppe. (Akrobaten).**

# Die Reise ins Blaue hinein

Sechs romantische Novellen

von

Ludwig Tieck.

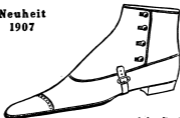
Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Wilh. Miessner. Umschlag und Initialen von A. Gratz. M. 4.50, in Halbleder M. 6.50.

Es fehlte neben den Ausgaben von Tiecks Werken mit historischen und textkritischen Einleitungen, eine für das deutsche Lesepublikum, eine Liebhaberausgabe für die Freunde romantischen Wesens, die sich in den letzten Jahren ausserordentlich vermehrt haben. Für sie ist diese moderne Auswahl getroffen von einem unserer besten Tieckkenner. Sie will keine Geschichte der Tieckschen Novellen geben, sondern die einem modernen romantischen Publikum am nächsten liegenden Erzählungen vor ihrem Verstauben in Bibliotheken retten. Die Ausstattung macht das Buch zu einem Schmuckstück jeder Büchersammlung.

Verlag von Wiegandt &amp; Grieben (G. K. Sarasin) in Berlin.

## „Herz“-Schuhe

Berlin W., Friedrichstraße 70

Neuheit  
1907

„Aristokrat“

Berlin W., Schillstraße 11 a

# Emil Jacoby

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Freitag, den 1./3. Das Wintermärchen.  
Sonnabend, den 2. und Sonntag, den 3./3.  
**Romeo und Julia.**

Montag, d. 4./3. Der Kaufmann v. Venedig

### Kammerspiele.

Freitag, den 1. und Sonntag, den 3./3. 8 U.

### Frühlings Erwachen.

Sonnabend, den 2. und Montag, den 4./3. 8 U.

### Hedda Gabler.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

### Eine lustige Doppel-Ehe

Sonntag, den 3./3. Nachm. 11. Der Hochtourist.

### Theater des Westens.

Heute und folgende Tage 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.

### Die lustige Wittwe.

Gastsp. des Direktors Monti aus Hamburg  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Gastspiel von Suzanne Després  
Freitag, den 1./3. in La Robe Rouge  
Sonnabend, den 2./3. Letztes Gastspiel.

Sonntag, den 3./3. Meissner Porzellan.  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, den 1./3. 7 $\frac{1}{2}$  U. Der Mikado.Sonnab., d. 2./3. 7 $\frac{1}{2}$  U. Die lustig. Weiber v. WindsorSonntag, d. 3./3. 7 $\frac{1}{2}$  U. Zar u. Zimmermann.Montag, den 4./3. 7 $\frac{1}{2}$  U. Undine

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

### Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 8 Bildern von Julius Freund.  
Musik von Victor Holsaender.

Bender. Massary.  
Josephl. Giampietro.  
Phila Wolff.

**Cabaret** Unter den Linden 22.  
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.  
**Eliteprogramm** Schläger auf Schläger.

# Wein-Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.

Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

## Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-Säule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

Prospekte auf Wunsch.

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz. Anfang 8 Uhr.  
 Gastspiel v. **Josef Kainz.**  
 Freitag, d. 1. u. Sonnabend, d. 2./3. 7 U. in  
**Faust** I. Teil.  
 Sonntag, d. 3./3. 8 U. I. Web dem der lügt.  
 Montag, d. 4./3. 8 U. I. Torquato Tasso.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-  
 Concert d. Mozartsaal-Orchesters  
 Jeden Sonntag. Populäres Concert d.  
 Mozartsaal-Orchesters. Dirigent  
 Hofkapellmeister Paul Prill.

### Komische Oper

Freitag, den 1. und  
 Sonntag, d. 3./3. 8 U. **Tosca.**  
 Sonnab., d. 2./3. 8 U. **Hoffmanns Erzählungen**  
 Montag, den 4./3. 8 U. **Lakmé**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

### Kleines Theater.

Sonnabend, den 2. u. Sonntag, den 3./3. 8 U.

### Die Kralle

Montag, den 4./3. 8 U. Ein idealer Gatte.  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

### Lustspielhaus in Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.

### Musarenfieber

Sonntag, den 3./3. Nachm. 3 Uhr.

### Unsere Käte.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.



schöne billige  
**Briefmarken**  
 nach den Farben M. S.  
 Geprägte Briefmarken  
**MAX HERBST** Wilhelmstr. 36

Wenn Sie  
 angestrengt  
 arbeiten,

so erhalten Sie Ihre nö-  
 wendige Leistungsfähigkeit,  
 oder stellen sie, wenn ver-  
 loren, wieder her, indem Sie  
*Dr. Klopfer-Glidine*  
 nehmen. Kein anderes Prä-  
 parat erreicht die kräftigende  
 Wirkung dieses natürlichen  
 Nährmittels (reines Eiweiß  
 mit Lecithin, wichtigsten Be-  
 standteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst vom Hersteller **Dr. VOLKMAR KLOPFER**, Dresden-Lehnh. 1.  
 Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. . . . . Massenhaftige Bestellung kostenfrei.

#### Ermahnung.

Gibt Euren Mädels und den Buben  
 nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben**.

Poetko's Apfelsaft ist süßes frisches Obst. Alkohol-  
 frei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheits-  
 getränk für Kinder, Nerven, Genesende. Versand in Kästen,  
 à 30 Fl. z. 40 Pfg., Auslese 50 Pfg. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

**Ferd. Poetko, Guben 18.**

Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probefläschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

# Commerz- und Disconto-Bank

Berlin

Behrenstrasse 46

Hamburg

Hannover

Kiel

London Agents: London and Hanseatic Bank Ltd.

Aktienkapital 85 Millionen Mark

## Depositen-Kassen in Berlin und Umgebung:

- |   |  |
|---|--|
| A. Hausvoigtel-Platz 12.                              | *Z. Möllerstrasse 180, am Wedding.                                   |
| *B. Rosenthaler Strasse 40-41, am<br>Hackeschen Markt | AB. Krausenstrasse 4-5, Ecke<br>Friedrichstrasse.                    |
| *C. Charlottenstrasse 47.                             | BC. Dresdener Str. 1, am<br>Kottbuser Tor                            |
| *D. Wilmersdorf, Kaiser-Allee 211.                    | CD. Gertraudenstr. 8-9, an der<br>Petrikirche.                       |
| *E. Potsdam, Nauener Strasse 41.                      | *DE. Ritterstrasse 38, Ecke<br>Alexandrinenstrasse.                  |
| F. Chaussee-Strasse 108.                              | *EF. Schöneberg, Martin-Luther-<br>strasse 24, Ecke Grunewaldstr     |
| G Königstrasse 26.                                    | *FG. Mühlenstrasse 1, Ecke<br>Warschauerstrasse.                     |
| *H. Oranienstr 152, am Moritzplatz.                   | *GH. Weissensee, König-Chaussee 52                                   |
| *I. Charlottenburg, Berlinerstr. 60.                  | *HI Potsdamerstr. 97, a. d. Bülowstr.                                |
| *K. Schöneberg, Hauptstrasse 137.                     | *IK. Charlottenburg, Bismarck-<br>strasse 77-80, E. Wilmersdorferstr |
| *L. Brunnenstrasse 195                                | *KL. Halensee, Kurfürstendamm 130<br>(im Bau)                        |
| *M. Tauentzienstrasse 18 a                            | *LM. Schönhauser Allee 184, Ecke<br>Lottumstr (im Bau)               |
| N. Potsdamer Strasse 1.                               | *MN. Viktoria-Luise-Platz 1 do.                                      |
| *O. Friedrichstrasse 1.                               | *NO. Uhländstr 47, Ecke Ludwigs-<br>kirchstrasse (im Bau)            |
| *P. Spandau, Breite Strasse 52.                       |  |
| *Q. Eberswalde, Eisenbahnstr. 93.                     |  |
| R. Alexanderstrasse 20 a.                             |  |
| *S. Friedmann, Rheinstrasse 63.                       |  |
| T. Frankfurter Allee 130.                             |  |
| U. Alt-Moabit 133                                     |  |
| V. Kantstr. 22, am Savigny-Platz                      |  |
| *W. Badstr. 60, am Gesundbrunnen.                     |  |
| *X. Rixdorf, Berliner Strasse 44-46.                  |  |
| *Y. Neue Königstr. 2 am Königstor.                    |  |

Die mit einem \* bezeichneten Depositen-Kassen haben Stahlkammer mit verriegelbaren Fächern.

## Zentrale und Depositen-Kassen stellen ihre Dienste zur Verfügung für:

Eröffnung von laufenden Rechnungen und Depositen-Konten,  
Checkverkehr,  
Gewährung von Krediten,  
An- und Verkauf von Wechseln, Wertpapieren und fremden  
Geldsorten,  
Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren,  
Unterbringung und Beschaffung von Hypothekengeldern,  
An- und Verkauf von Grundstücken,  
Beleihung von Wertpapieren und Hypotheken, Konossementen  
und Lagerscheinen,  
Einlösung von Zinnscheinen,  
Ausschreibung von Kreditbriefen auf alle Hauptplätze der Erde.

# SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft Gegründet 1852

**Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.**

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadtgespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

**Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.**

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: **Bahnenbank Berlin bezw. Essenruhr.**

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner und an den auswärtigen Börsen gehandelten Effektenwerte.**

**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in Aktien und Obligationen ohne offizielle Börsennotiz und in Anteilen von Gesellschaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotspreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den maßgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von zünftig nicht notierten Werten und Anteilen von G. m. b. H. im *Berliner Börsencourier*, in der *Berliner Börsenzeitung*, dem *Berliner Tageblatt*, der *Frankfurter Zeitung* veröffentlicht.



## Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

*Alle Überschüsse gehören den Versicherten.*

Neue Anträge in 1906 . . . . . 68 Millionen Mark-  
Versicherungsbestand . . . . . 781 Millionen Mark-

**Unverfallbarkeit = Unanfechtbarkeit = Weltpolice**

Dividende für die Versicherten nach 3 Arten. Darunter steigende  
Dividende nach vollständig neuem System (Rentensystem). Je  
nach der Versicherungsdauer  Dividendensteigerung   
bis auf **100 % der Prämie und mehr.**

 **Zur gefl. Beachtung!** 

Der heutigen Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei, betreffend

**Verlagswerke aus Eugen Diederichs Verlag in Jena.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

**Waldpark-Sanatorium Blasewitz** bei Dresden.

**Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.**

3 Spezialärzte. — Winterkuren.  
Sämtl. mod. Kurnittel. Aller Comfort. Prosp. Bcs.: Dr. Fischer.

**Sanatorium Dr. Hauffe** Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

f. Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankezahl“

**Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium**

für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prosp.

**Dr. Ziegelroth's Sanatorium**

Zehlendorf bei Berlin, Wannesebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Sanatorium f. Magen-, Darm-  
Leberleidende u.

**Gallensteinkranke**

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer  
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.

**Schockethal**

b. Cassel. Herer. Kurort. 1. u. 2. Kl. Bäder. Er. Erhöht.  
Winterkuren. Prosp. Tel. 1151 Amtsanst. Str. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

**Pallabona**

unerreichtes trockenes  
Haarentfettungsmittel || gesetzl. gesch. ||  
|| ärztlich empf. ||  
macht die Haare locker und leicht zu  
frisieren, verhindert das Auflösen der  
Friseur, verleiht feinen Duft, vertreibt  
Schuppen etc. Nasses Waschen überflüssig.

**Probedose M. 1.50.**

Käuflich in Parfümerie und Friseur-  
Geschäften oder direkt vom

**Pallabona-Vertrieb, München 66.**

**Frühjahrskuren**



**Oberwaid**

b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,

auch zur Erholung u. Nach-  
kur. Physikal.-diätet. Heil-  
weise nach Dr. Lahmann.  
Subalpines mild. Klima. Herrl.  
Lage. Illustrierte Prospektetfrei.

**Detektiv-**

Lehtel Dauf, Königl. Kriminalbeamter a. D., Berlin,  
Friedrichstr. 65.  
Fernsp. I. 5464.

Beobachtungen, Ermittlungen, Heirats-

**Auskünfte**

a. D., Berlin,  
Glücksstr.  
Erfolge.  
Vornehme  
Empfehle.

Sieben erschien: Lager-Katalog 504  
**Deutsche Litteratur** bis zur  
Neuzelt  
Viele Erst-Ausgaben und Seltenheiten  
Verlangen Sie gratis von  
**Otto'sche Buchhandlg. in Leipzig.**

**Nervenschwäche** der  
Männer

Ausführliche Prospekt  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.



# Weltkrankheit!

## 1. Arterienverkalkung des Herzens und des Gehirns.

Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Von Dr. Honcamp. (Preis 0,50 M.)

## 2. Müssen Sie lesen das neueste Werkchen von Dr. Walser:

### Die Selbstvergiftung die Grundursache aller Krankheiten

Gründliche Heilung resp. Verhütung derselben durch eine erprobte Blutentgiftungskur. Blutentsäuerung und Blutentgasung. (Preis 0,80 M.)

Dieses Buch ist nicht geschrieben in unverständlichen Phrasen, sondern Dr. Walser, der berühmte Naturarzt schreibt einfach, klar und für jedermann verständlich. Jeder findet in diesem Buche, was er sucht; denn alle Fälle sind berücksichtigt. Dr. Walser bleibt auch nicht auf halbem Wege stehen, er gibt nicht bloß die Krankheitsursache an, sondern er gibt aus dem reichen Schätze seiner langjährigen Praxis Mittel und Wege an die Hand, die jeder selbst ohne Mithilfe fremder Personen in leichter Weise anwenden kann.

Ferner empfohlen: **Kalte Füße und ihre Heilung.** Von Dr. Orlob. (0,30 Mk.) — **Die Hämorrhoiden und ihre Heilung durch ein erprobtes Heilverfahren.** Von Dr. Paczkowski. (1,80 Mk.) — **Zuckerkrankheit heisbar.** Neues Heilverfahren. Von Dr. Reymann. (1,50 Mk.) — **Reinigung und Aufrischung des Blutes.** Von Dr. Paczkowski. (1,50 Mk.) — **Halskrankheiten und Heilung.** Von Dr. Kollepp. (1,50 Mk.) — **Gicht, Rheuma und Heilung.** Von Dr. Kollepp. (1,00 Mk.)

**Demme's Verlag, Leipzig.**

## Gebildete Menschen

beurteilen das von

Dr. med. M. Bonneyoy  
geschriebene

Buch:

*Die Auffassung der Menschen  
von der Auffassung der Jungfrauen, - Jungfrauen, - Jungfrauen*

als  
eine erste,  
bedeutsame und  
wirklich lebenswerte  
Neuerbeutung. —

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen  
od. direkt (Briefm.) vom Verfasser

Dr. M. Bonneyoy, Genf (schweiz) 12

Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.

## Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

## Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn. Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit. Man kennt nur sein „Alles fließt.“ Vielleicht ist der Stammvater alles Evolutionismus Vielen in deutschem Gewande lieb. — Preis 60 Pfg. Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn).

Soeben erschienen d. 3. Auflage von

## Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit üba. v. H. Schmidt.  
500 Seit. hr. 12 M., Geb. 14 M.

Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in  
25 Expl. gedr. 20 M., Perg. 30 M.

Inhalt: I. Altes. II. II. III. d. Uebungen. III. Der  
Verkehr m. Mädchen. IV. E. verlobt. franz. V. E. best.  
franz. VI. E. Heirat. VII. E. Scheidung.

## Liebe und Ehe in Indien.

Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M., Geb.  
11 1/2 M., Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte franco.  
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheineblich, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

**ALKOHOL**

Pferdestärke  
**POPE** 500,— M. compl.

mit Benzol

50% Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pope, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

## Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.  
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marciniowski.

### Elektr. Kuren

wirksamer als alle anderen Kuren. Grösster Erfolg. Selbstbehandl. Apparate durch mich z. bez. Prosp. grat J. G. Brockmann Dresden, Meissenerstr. 6.

**Fusschweiss** auch Hand- und Achselchweiss  
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.



## Marke **GERBODE**

hervorragendste Spezialität, sehr angenehm,

M. 65.— p. Mille,

300 Stck. portofrei im Inland.

**Carl Gerbode, Berlin C 31.**

(Stammhaus Giessen.) Spittelmarkt II.-Etage.

(Lieferant höchster Hofhaltungen).

Telephon Amt 1 4916

Hauptpreisliste auf Wunsch.

## Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzulösen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode. psycho-graphologische Praxis seit 1850. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

## Teppiche

Prachtsücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis 800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbelstoffe, Steppdecken etc.

billigst im Spezialhaus Berlin, 158

Katalog (600 Illustr.) im Oranienstr. Emil Lefèvre. grat. u. fr.

# Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätze nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

## Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung  
Abteilung für  
Action ohne  
Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditist von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.

Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Kamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 343, 1083 Hannover 55, 2096, 2614.

Spezialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)	Klat. %	Vork. %	(unt. Vorb)	Klat. %	Vork. %
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	105	Mollwe Pflanzungsgesellschaft	81	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	128	135	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Akt.	—	100
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	17	21	Ostasiatische Handelsgesellsch.	48	55
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant.	95	—	Salata Samoa-Gesellschaft	—	106
do. Vorz.-Ant.	98	104	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	105
Deutsche Hdl.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	170	178	Sakarre-Kaffee-Plantagen-Akt.	—	18
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	175	182	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	29	32
Deutsche Samoa-Gesellschaft	—	81	Victoria, Westafrikan. Pfl.-Ges.	30	35
Jaluit-Gesellschaft	298	—	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-	—	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100	sch. „Bibundi“, St.-Ant.	60	63
„Meania“ Pflanzungsge., A.-G.	—	87	do. Vorz.-Ant.	95	100

Alle Geschäfte schliessen wir als Eigenhändler und provisionsfrei ab. Abgeschlossen 23. Februar 1907.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder den Verlag direkt:

**Dr. Hermann Paasche.**

Geh. Reg.-Rat, Vizepräsident des Deutschen Reichstags.

## Deutsch-Ostafrika.

Wirtschaftliche Studien.

1.-4 Tausend. — Mit 18 Vollbildern.

Preis: geheftet 8 Mk., gebunden 9 Mk.

Verlag von G. H. Schwetschke und Sohn in Berlin **UL. 35.**

Belehen

# Serenissimus?

W. H. Zemer  
Spezialer  
Cognac-Liker

Für Gesellschaften, Skat etc.!

# Camphausen-Tönnchen-Siphon

6 Liter-Jahalt

Münchener Pilsener Urquell  
Culmbacher  
Nürnberger.

Füllung Mk. 2.— franco Haus.  
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.  
Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/2 Liter-Tönnchen.

# Dem Deutschen Sekt-Konsumenten in einem Jahre 3½ Millionen Mark erspart!

Durch die Zoll-Bevorzugung der  
von uns im Fass eingeführten  
Weine der Champagne gegen-  
über den in Flaschen impor-  
tierten Champagnern ersparen  
wir den Gönnern unserer Marke

## Henkell Trocken

bei unserem Jahresversand 1906  
die gewaltige Summe von  
3½ Millionen Mark (genau:  
3 592 210 Mark).

**Henkell & Co.**

Gegr. 1832.

